

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

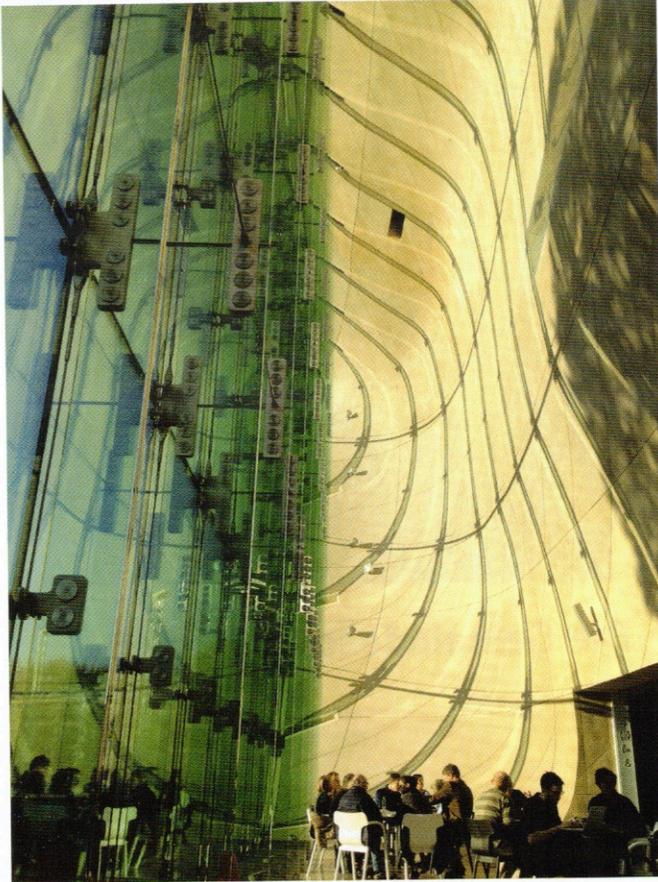


CHANUKKA 5775

Die Synagoge von Gwoździec Michael ROBAUSCH	Seite 2
Die Polen erinnern sich an ihre Juden Das neue Museum der Geschichte der polnischen Juden in Warschau Michael ROBAUSCH	Seite 4
Österreichisch-jüdische Kultur hoch leben lassen PR-Text	Seite 15
Bekennnis zur Demokratie Nationalratspräsidentin Doris Bures im Interview mit DAVID Monika KACZEK	Seite 16
„Der Traum von einer judenreinen Welt“ Johannes GERLOFF	Seite 18
Die Mikwe von Hohenems Architekturhistorische Betrachtung Julia ESS	Seite 19
Stadt der Toleranz Hetze und Radikalisierung haben in Wien keinen Platz Rudi SCHICKER, <i>Vorsitzender Wiener SPÖ-Rathausklub</i>	Seite 20
Schulbau in Wien Entgeltliche Einschaltung	Seite 22
Landessonderausstellung 2015 Hilfe: Lebensrisiken und Lebenschancen PR-Text	Seite 25
„Ich war Kommunist und bin es bis heute“ Der Weg des Marcus Klingberg Monika KACZEK	Seite 30
„Wahr ist, was sich träumen lässt“ Zu Besuch bei Elazar Benyoëtz, dem in Wiener Neustadt als Paul Koppel geborenen Dichter Ludwiga REICH	Seite 34
Schweigeprozesse Essay über den Kreuzstadel in Rechnitz Dine PETRIK	Seite 38
Ort der Unruhe: Verbrechen in der Endphase des NS-Regimes in Graz Victoria KUMAR	Seite 40
Arthur Grünberger und die Hietzinger Synagoge Ein Hauch von Hollywood in Wien Ursula PROKOP	Seite 42
Von Wien nach Jerusalem Der Architekt Rudolf Reuven Trostler (1908–1999) Edina MEYER-MARIL	Seite 46
Willkommen in Yankels Wirtshaus! Ostjüdische Schankwirte um 1850 Fabian BRÄNDLE	Seite 49
Steffi Brandl – Wiederentdeckung einer Fotografin Iris MEDER	Seite 50
Eine Perspektive von unten Alfredo Bauers „Vorgänger“ und der Erste Weltkrieg Monika TSCHUGGNALL	Seite 54
Leserbriefe	Seite 57
Stenographin des Alterns Die Malerin Marie-Louise von Motesiczky (1906-1996) Annette BUSSMANN	Seite 58
Moriz Winternitz (1863-1937) – ein Indologe aus dem Waldviertel Eine Skizze zum 150. Geburtstag Erich RABL	Seite 60
Israel Aktuell Bericht einer Solidaritätsreise vom 19. bis 26. Oktober 2014, organisiert von „Christen an der Seite Israels – Österreich“ in Kooperation mit Keshet Israel Marie-Louise WEISSENBOCK	Seite 62
Der Tempelberg in Jerusalem: Träume und Lügen Miriam MAGALL	Seite 64
Buchbesprechungen	Seite 66

re Brache im Zentrum der ehemaligen Warschauer Judenstadt. Bis 1993, dem Jahr einer ersten Initiative zu seiner Realisierung, reicht seine eigene Geschichte zurück. Eine wichtige Rolle auf diesem Weg spielte Lech Kaczyński, damals als Bürgermeister der Hauptstadt amtierend, später Polens Präsident, und als Proponent einer nationalkonservativen politischen Bewegung auf den ersten Blick wohl nicht unbedingt ein „üblicher Verdächtiger“.

Das vom finnischen Architekten Rainer Mahlamäki geplante Gebäude mit seiner gläsernen Fassade

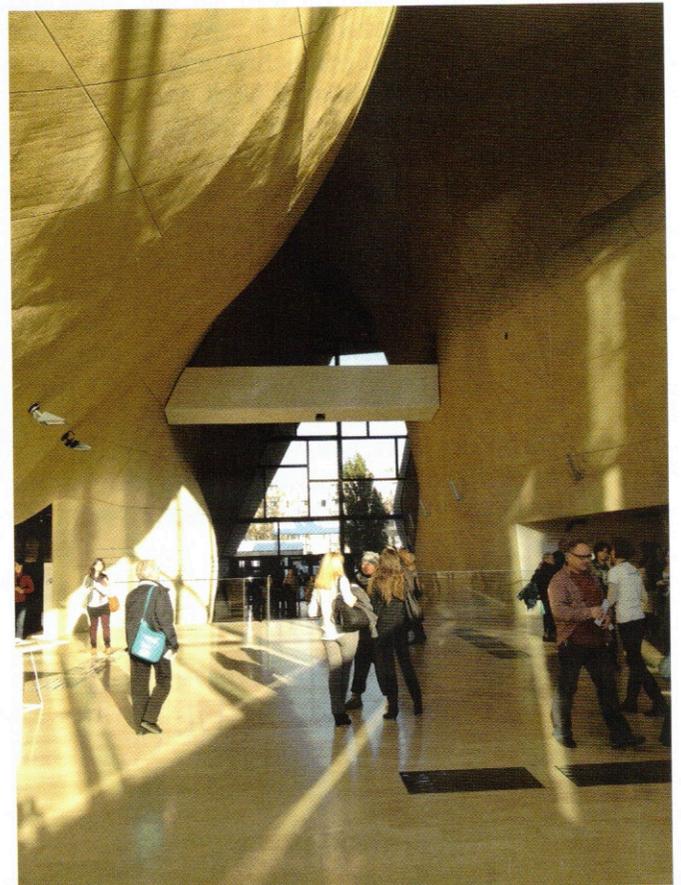


Blick in die Dachkonstruktion.

wirkt von aussen als wenig aufregender Quader, wäre da nicht ein die gesamte Kubatur erfassender Durchstich. Bewegt man sich auf den Haupteingang zu, wirkt er wie ein Riss - dramatisch und gewalttätig. Geht man jedoch in das Museum hinein, ändert sich sein Charakter, man findet sich in einem hohen Raum: eine Skulptur von organischen Rundungen in warmer Erdfarbe. Es ist, als befände man sich am Grund eines ausgetrockneten Canyons, ausgespült von lange vergangenen Wassern, die Wände weich und rund abgeschliffen. Fraglos entfaltet das Gebäude hier, in seiner furchenhaften, von Brücken überspannten Haupthalle seinen grössten, unerwarteten Zauber. Es ermöglicht Ausblicke, Licht- und Schattenspiele verändern im Dialog mit dem Draussen fortwährend Stimmungen, Farben, Atmosphäre.

Es ist schade, dass man zur Besichtigung der Ausstellung genötigt ist, diesen luftigen Raum zu verlassen,

und stattdessen die Treppe in ein fensterloses Souterrain hinabzusteigen. Aus acht Galerien setzt diese sich auf einer Fläche von 4.200 Quadratmetern zusammen, jede von einem eigenen Kurator gestaltet. In chronologischer Abfolge (und insofern vielleicht etwas konventionell) bewegt man sich nun, beginnend mit seinen Anfängen im elften Jahrhundert, durch das so vielgestaltige jüdische Leben (und Sterben) in polnischen Landen. Allein in Abteilung Nummer sieben fehlt eine Zeitleiste - eine Referenz an die groteske Irrationalität der *Shoah*, als es niemandem möglich war, das Geschehen auch nur der unmittelbarsten Zukunft vorherzusehen. Nicht zuletzt dies begründete eine bis ins Äusserste gesteigerte Verwundbarkeit der Opfer. Obwohl immer wieder die Intention betont wird, ein von positiven Emotionen getragenes Museum des Lebens sein zu wollen, dominiert die Erzählung von der Vernichtung doch alles Vorangegangene. Und das Danach wirkt kraftlos, als weiterer Niedergang des kaum mehr Vorhandenen. Ein Wiederaufflackern jüdischen Lebens in den Jahren seit der Überwindung der kommunistischen Diktatur, von dem in letzter Zeit oft die Rede ist, kann in der abschliessenden Betrachtung der zeitgeschichtlichen Epoche seit dem Ende des Krieges jedenfalls nicht so recht nachempfunden



Blick durch die Halle in Richtung Eingangsbereich.

Alle Fotos: M. Robausch 2014, mit freundlicher Genehmigung.

werden. Etwa 8.000 Menschen bekannten sich laut den Zahlen der jüngsten Volkszählung von 2011 zum jüdischen Glauben, optimistischere Schätzungen gehen von 20.000 bis 30.000 Juden aus. 1939 waren es dreieinhalb Millionen gewesen.

**Das Rektorat der
Universität für
angewandte Kunst Wien**

**wünscht der jüdischen
Gemeinde ein schönes und
friedvolles Chanukka-Fest!**



Die Burgenländische Forschungsgesellschaft
wünscht allen Leserinnen und Lesern ein schönes
und friedvolles Chanukkafest.

Der Vorstand und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Burgenländische Forschungsgesellschaft / Research
Society Burgenland
Domplatz 21, 7000 Eisenstadt
www.forschungsgesellschaft.at
Projekt „Vertrieben“: www.vertrieben.at

Die besten Wünsche zum
Chanukkafest
allen Gönnern und Lesern
unserer Zeitschrift

Im Namen
der Redaktion

**Präsident Regierungsrat
Ilan Beresin**



Chefredakteur: Regierungsrat Ilan Beresin.
Redaktion: Dr. Gerald Brettner-Messler,
Michael Friedmann, Mag. Dr. Alfred Gerstl, MIR.,
Monika Kaczek, Evelyn Ebrahim Nahooray, B.A.,
Mag. Bernd Schuchter, Mag. Tina Walzer.
Lektorat: Monika Kaczek, Mag. Bernd Schuchter,
Mag. Tina Walzer.

Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap,
Dr. Evelyn Adunka, Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Benz,
Eva Beresin, Dr. Annette Bussmann,
Dr. Pierre Genée, Mag. Dr. Gerald Gneist,
Mag. Gustav C. Gressel, Dr. Michael Halévy,
Mag. Schlomo Hofmeister, Lissy Kaufmann,
Dr. Tirza Lemberger,
HR Dr. Hubert Michael Mader,
Miriam Magall, M.A.,
Dr. Iris Meder, Karl Pfeifer, Emine Mermertas,
Ing. Turgut Mermertas, Mag. Dr. Ursula Prokop,
Dr. Ines Sonder, Charles Joseph Steiner,
Dr. Claus Stephani, HR Dr. Christoph Tepper-
berg, Halina Zajac, MinR Gerhard Zirbs, B.A.

**In Medienkooperation mit Johannes Gerloff
(Leiter des Arbeitsbereichs Israel im Christli-
chen Medienverbund KEP).**

**EDV-Koordination,
Design und grafische Gestaltung:**
Eva Beresin, Ing. Turgut Mermertas

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde
des Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Grundlegende Richtung:
Überparteiliche und
überregionale jüdische Kulturzeitschrift.

Abonnementpreis:
4 Ausgaben / EUR 36,- (Ausland zzgl. Spesen).
Bankverbindung: ERSTE BANK
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111
IBAN: AT05201131005151078
SWIFT-Code: GIBAATWW.

Druck und Endherstellung:
Universitätsdruckerei Klampfer GmbH
A-8181 St. Ruprecht/Raab,
Barbara-Klampfer-Str. 347,
Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

**Für nicht verlangte Manuskripte und Fotos
wird keine Haftung übernommen. Die Redakti-
on behält sich das Recht vor, Manuskripte zu
kürzen bzw. zu ändern. Beiträge von
Gastautoren müssen nicht die Meinung der
Redaktion wiedergeben.**

IMPRESSUM

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

DAVID - Jüdischer Kulturverein:
A-2490 Ebenfurth, Grübelstrasse 6,
Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45
Handy: 0699/130 20 230,
E-mail: davidkultur@gmail.com

Sie fragen, wir antworten.

- Über die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

Bürgerinnen- und Bürgerservice

Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1, 1010 Wien
Servicetelefon 0800 222 666
(gebührenfrei)
Montag bis Freitag: 8–18 Uhr
service@bka.gv.at
bundeskanzleramt.at

Servicezentrum HELP.gv.at

Informationen, Beratung und
Unterstützung zu E-Government,
Handy-Signatur und Bürgerkarte
Ballhausplatz 1 (Eingang
Schauflegasse), 1010 Wien
Montag bis Freitag: 9–17 Uhr
help.gv.at



ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG



EUROPA
INTEGRATION
ÄUSSERES
BUNDESMINISTERIUM
REPUBLIK ÖSTERREICH

Aus Anlass des Chanukka-Festes
5775 möchte das Bundesministerium
für Europa, Integration und Äußeres
der Lesergemeinde des „David“
die besten Wünsche übermitteln.

Möge das Fest der Kerzen und
Lichter der Welt
Glück und Zuversicht bringen.

Shalom aleichem!



DI **Walter Ruck**



Wirtschaftsbund Wien
1030 Wien, Lothringerstrasse 16/5 | Tel: 01/512 76 31
Fax: 01/512 76 31-34 | office@wirtschaftsbund-wien.at
www.wirtschaftsbund-wien.at

Liebe Leserinnen und Leser,

Das Chanukka Fest soll auch Ihnen und Ihren Familien als Zeit der Besinnlichkeit dienen. In den intensiven und stressigen Zeiten ist es besonders wichtig, sich diese Zeit auch zu nehmen. Als Unternehmer weiss ich, wie fordernd die Arbeitswelt für alle sein kann, die daran teilhaben, egal ob Arbeitgeber oder Arbeitnehmer.

Als Interessensvertreter der Wirtschaft ist es mir ein Anliegen eine Ausgewogenheit und Fairness zu schaffen, damit solche Feste wie das Chanukka Fest auch weiterhin einen wichtigen Stellenwert in der Gesellschaft haben.

Geniessen Sie die Tage der Ruhe und der Besinnlichkeit.

Ihnen und Ihren Familien ein gesegnetes und frohes Chanukkafest.

Ihr DI Walter Ruck

Obmann des Wirtschaftsbundes Wien
Präsident der Wirtschaftskammer Wien



© Manca Juvan/Stability Pact

Besinnt man sich der Wurzeln Europas, so ist die jüdisch-christliche Tradition neben der Antike nicht wegzudenken. So war und ist auch der Beitrag des Judentums in Österreich von unschätzbar grossem Wert. Deshalb ist dieser nach wie vor unendlich gefragt und erbeten - nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa.

Die jüdische Kulturzeitschrift DAVID hat es sich seit 1989 zur Aufgabe gemacht, einerseits die ganze Bandbreite der jüdischen Kultur in Österreich und im deutschsprachigen Raum, andererseits die jüdische Geschichte und Volkskunde im Allgemeinen lebendig zu halten.

Dieser Beitrag zum gelebten Kulturaustausch, zur Förderung des christlich-jüdischen Dialogs und der Völkerverständigung ist enorm wertvoll für uns alle, denn jedes Bemühen um bessere Verständigung trägt auch zu mehr Toleranz, Akzeptanz und Frieden bei.

In diesem Sinne wünsche ich allen Leserinnen und Lesern des DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs ein schönes und friedvolles Chanukka-Fest!

Vizekanzler a.D. Dr. Erhard Busek
Vorsitzender des Instituts für den Donauraum und Mitteleuropa (IDM)



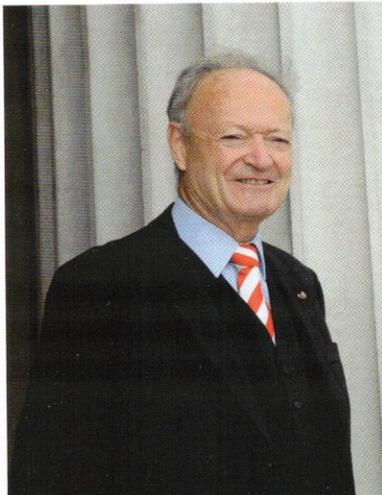
Zum bevorstehenden Chanukka-Fest wünsche ich der gesamten jüdischen Gemeinde sowie den Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID alles Gute!

Dieses Fest soll im Zusammenhang mit den Geschehnissen der jüngsten Vergangenheit Anlass zur Besinnung und zum Innehalten sein, es soll aber auch ein Fest der Gemeinsamkeit und des Dialoges sein.

Möge unser Zusammenleben geprägt sein von Offenheit und Vielfalt, von Verständnis und Toleranz sowie Respekt und Akzeptanz. Ich wünsche mir von ganzem Herzen, dass für alle Menschen ein Zusammenleben in Frieden und Sicherheit möglich ist.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde ein friedvolles Chanukkafest.

**Erster Landeshauptmann-Stv. der Steiermark und
Landesparteiobmann der Steirischen Volkspartei
Hermann Schützenhöfer**



Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern des DAVID im Namen des Österreichischen Seniorenbundes ein fröhliches Chanukka-Fest.

Möge uns das Lichterfest Kraft für ein friedliches Zusammenleben schenken – in allen Kulturen und in allen Generationen.

Gerade jetzt mögen wir zusammenstehen, unsere Kräfte über die Grenzen hinaus bündeln, damit der Frieden über den Krieg siegen kann.

© Seniorenbund

Ihr

**NR-Präs.i.R. Univ.-Prof. Dr. Andreas Khol
Bundesobmann des Österreichischen Seniorenbundes**

Österreichisch-jüdische Kultur hoch leben lassen

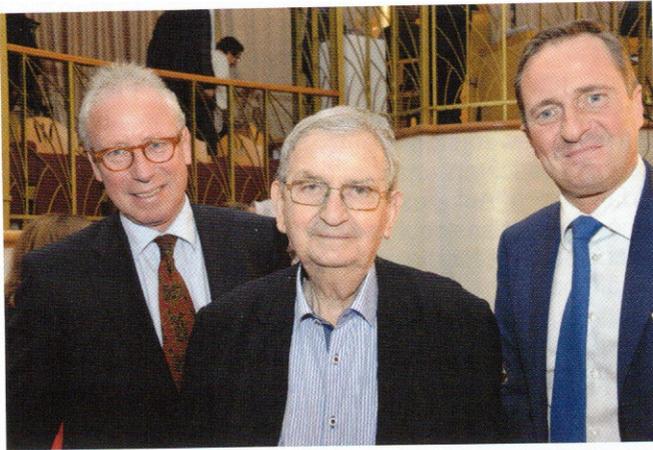
PR-Text

"Als leidenschaftlicher Wiener liebe ich die österreichisch-jüdische Kultur und ihre Wurzeln, als Mensch habe ich das grosse Bedürfnis, dass diese Kultur weiterhin Bestand hat, als Politiker habe ich die Verantwortung, dass unsere Gesellschaft nie vergisst", umreisst Stadtrat Manfred Juraczka die Motivation für das Sponsorship und die Unterstützung für die Österreichischen Kulturtage in Tel Aviv und den Verein Wien-Tel Aviv.

"Die menschliche Tragödie darf nie vergessen werden. Dafür muss unsere Generation sorgen",

aus Österreich flüchten mussten, vertrieben oder ermordet wurden, in Israel noch einmal hörbar zu machen und ihre Musik für diejenigen noch einmal erklingen zu lassen, die - ebenfalls aus Österreich geflüchtet oder vertrieben - in Israel eine zweite Heimat gefunden haben", so die Initiatorin der Kulturtage, Judith Weinmann-Stern.

Die Österreichischen Kulturtage fanden von 3.- 8. November 2014 in Tel Aviv unter dem Titel "Wien und Niederösterreich. Quellen österreichisch-jüdischer Kultur" statt.



Botschafter Dr. Franz Josef Kuglitsch, Ari Rath (langjähriger CR u. Hrsg. Jerusalem Post), Stadtrat Manfred Juraczka.



In der Botschaftsresidenz mit Ron Huldai (Bgm. Tel Aviv), Stadtrat Manfred Juraczka, Judith Weinmann-Stern (Organisatorin), Richard Schmitz (Präsident österreichisch-israelische Gesellschaft.)

unterstreicht Juraczka. "Zudem leiden wir noch heute unter dem immensen Verlust für unsere Kultur. Es ist gar nicht auszudenken, was alles an Kulturgeschichte und Kunst verloren gegangen ist und zerstört wurde. Wir vermissen jene Kunstschaffenden in unserem Land, die vertrieben wurden und jene noch viel mehr, die unter der Schreckensherrschaft getötet wurden. Darum ist es umso wichtiger, Initiativen wie die Österreichischen Kulturtage zu fördern. Wir möchten uns gemeinsam erinnern und gemeinsam die österreichisch-jüdische Kultur hoch leben lassen", betont Juraczka.

"Es war mein Herzenswunsch, Komponisten und Autoren, die in der dunkelsten Zeit Europas



Mit der Delegation von Künstlern, Veranstaltern und Sponsoren in Jerusalem. Alle Bilder mit freundlicher Genehmigung der ÖVP-Pressestelle Wien.

Kuratoriums des Nationalfonds der Republik Österreich und des Allgemeinen Entschädigungsfonds für Opfer des Nationalsozialismus – eine ehrliche Auseinandersetzung mit unserer Geschichte und damit die Übernahme der Verantwortung für das schreckliche Kapitel der NS-Herrschaft. Eine lebendige Erinnerungskultur ebenso wie wechselseitiges Verständnis sind dabei wesentlich. Und natürlich ist die Bereitschaft, Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen, wichtig für die österreichisch-israelischen Beziehungen in ihrer Gesamtheit.



Die Nationalratspräsidentin mit Knesseth-Präsident Edelman. Mit freundlicher Genehmigung Parlament.

DAVID: Anfang Oktober durfte ich im Rahmen meiner Arbeit für unsere Zeitschrift den jetzt 96-jährigen Marcus Klingberg interviewen, dessen Biographie heuer auf Deutsch erschienen ist. Klingberg war nach dem Zweiten Weltkrieg, den er in der Sowjetunion überlebte, in Israel als Arzt tätig, wo er als KGB-Spion verurteilt und inhaftiert wurde. Wichtige Aspekte seiner Biographie sind der Kommunismus und das Entstehen für politische Werte. Seit seiner Jugend ist Marcus Klingberg Kommunist und wird es immer bleiben. Als ich ihn fragte, was er jungen Menschen von heute über die Bedeutung von politischen und gesellschaftlichen Idealen sagen würde, meinte er, dass dies eine sehr schwierig zu beantwortende Frage sei. Welche Gedanken über die Wichtigkeit einer politischen und moralischen Meinung möchten Sie an Jugendliche weitergeben?

Nationalratspräsidentin Bures: Eine Meinung zu haben, ist Grundvoraussetzung für die aktive Teilhabe am politischen Prozess, für die Ausübung des Wahlrechts und damit für die Mitbestimmung darüber, wie unsere Gesellschaft organisiert werden soll. Dass es gerade für junge Menschen nicht immer leicht ist, sich zu orientieren und eigene Überzeugungen herauszubilden, liegt aber auf der Hand. Hier kommt der jugendgerechten politischen Bildung in den Schulen aber auch in außerschulischen Einrichtungen eine grosse Verantwortung zu, wenn es darum geht, das Interesse junger Menschen für unsere Geschichte, für Politik und für die Spielregeln unserer Demokratie zu wecken und zu fördern. Kinder und Jugendliche sind in der Regel von Natur aus neugierig, haben viele Fragen, wir müssen es Ihnen ermöglichen sie zu stellen und verständliche Antworten zu erhalten. In diesem Sinne nochmals der Versuch, Ihre Frage jugendgerecht mit einem Appell an die jungen Menschen in diesem Land zu formulieren: Deine Meinung ist wichtig! Stelle so lange Fragen, bis du zu Deiner Überzeugung gefunden hast! In einer Demokratie hat jede und jeder das Recht, sich seine eigene Meinung zu bilden und

sie auch zu äussern. Bei Wahlen hast du die Chance, Deiner Meinung eine Stimme zu geben und damit unser Zusammenleben mitzubestimmen!



Nationalratspräsidentin Bures bei der Kranzniederlegung am Wiener Judenplatz. Mit freundlicher Genehmigung Parlament.

DAVID: Stichwort Jugend: Sie planen, dem Jugendparlament ein Lehrlingsparlament zur Seite zu stellen, um mehr Jugendliche stärker für Politik zu interessieren. Da die Bemühungen um das politische Interesse junger Menschen sich bisher stark auf SchülerInnen konzentrierte, ist es Ihnen ein Anliegen – wie Sie bei einer Diskussion vor Jugendlichen kürzlich sagten – das Hohe Haus auch den Lehrlingen zu öffnen. Wann wird dieses Lehrlingsparlament eingesetzt werden und welche Themenbereiche sollen behandelt werden?

Nationalratspräsidentin Bures: Das Lehrlingsparlament soll bereits im kommenden Frühjahr Premiere feiern. Dabei haben die Jugendlichen einen Tag lang Gelegenheit, einmal selbst zu erleben, was es heisst, PolitikerIn zu sein und wie im parlamentarischen Prozess Entscheidungen zustande kommen. Auch in der Demokratiewerkstatt soll es ab Herbst 2015 ein eigenes Lehrlingsmodul geben. Ziel der Demokratiewerkstatt ist es, neben den demokratischen Grundlagen zwei weitere wichtige Voraussetzungen für politische Partizipation zu vermitteln: Medienkompetenz und die Bereitschaft, mitzureden. Lehrlinge stehen bereits im Arbeitsleben haben daher oft andere Fragen als SchülerInnen. Es macht auch einen Unterschied, in der Klasse zu diskutieren oder sich unter erwachsenen KollegInnen behaupten zu müssen. Daher werden wir auf die Erfahrung von JugendvertreterInnen und LehrausbildnerInnen zurückgreifen, um sicherzustellen, dass wir die Lehrlinge in ihren Bedürfnissen und Interessen auch wirklich erreichen.

DAVID: Da unsere Zeitschrift ein Kulturmagazin ist, würden wir Sie zum Abschluss des Gesprächs auch nach Ihren musikalischen, literarischen und sonstigen kulturellen Vorlieben fragen.

Nationalratspräsidentin Bures: Bei mir hat sich eine gewisse Vorliebe für Zeitgenössisches herausgeprägt: Egal ob in der Musik, Literatur, Malerei oder der darstellenden Kunst: In der Gegenwartskunst spiegeln sich die Themen und Herausforderungen der Zeit, in der wir aktuell leben, wider – oft auch gepaart mit visionären Verweisen in die Zukunft. Das finde ich spannend und bereichernd.

DAVID: Vielen Dank, Frau Nationalratspräsidentin, für das interessante Gespräch.

Stadt der Toleranz Hetze und Radikalisierung haben in Wien keinen Platz

Rudi SCHICKER, *Vorsitzender Wiener SPÖ-Rathausklub*

Die Vielfalt ist es, die Wien zur Stadt mit der höchsten Lebensqualität macht. Und diese Stadt wächst und wächst - rund 25.000 Menschen jedes Jahr beschliessen nach Wien zu ziehen. Bis zum Jahr 2029 werden ihn Wien laut aktuellen Berechnungen 2 Millionen Menschen leben. Eine Herausforderung für die Stadt und seine Verwaltung, keine Frage, schliesslich muss man in allen Bereichen – Bildung, Wohnbau, Infrastruktur, Sozialleistungen – danach trachten, allen Bürgerinnen und Bürgern die gleiche Qualität angedeihen zu lassen. Die Herausforderung für die bereits hier lebenden Menschen darf man dennoch nicht ausser Acht lassen. Toleranz und Verständnis aller Wienerinnen und Wiener spielt dabei eine grosse Rolle. Wir müssen in die Menschen hineinhören – ihnen die Angst vor Migrantinnen und Migranten nehmen – ihnen klar machen, dass die Stadt mit den neuen Bewohnerinnen und Bewohnern an einzigartiger Qualität gewinnt. Die kulturellen Einflüsse, die vielen Sprachen, die neuen Zugänge braucht diese Stadt, um sich weiterentwickeln zu können. Soziale Inklusion steht dabei an erster Stelle, denn Wien hat mit seiner Vielfalt einen Schatz, den es zu heben gilt – das macht Wien so einzigartig. Die Stadt Wien ist sich dabei ihrer historischen Verantwortung bewusst. Nachdem in der zweiten Hälfte des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zahlreiche Radikalismen ausgegangen sind, müssen Vorkehrungen getroffen werden, damit alle Bürgerinnen und Bürger niemals vergessen. Dies gilt insbesondere für das Abwehren jeglicher antisemitischer Tendenzen.

Phänomen „Radikalisierung“. Ein neues Phänomen gegen welches die Stadt Wien bereits im Frühjahr des Jahres reagiert hat lautet „Radikalisierung“. Jugendliche werden geblendet und von der Strasse weg in weit entfernte Konflikte gezogen – für eine Gesinnung, die nicht die ihre ist. Die Beeinflussbarkeit unserer Kinder wird von Radikalistinnen dabei schamlos missbraucht. Wir müssen unsere Kinder

beschützen – ihnen den Zugang zu radikalen Kräften erschweren – ihnen vermitteln, dass sie Teil unserer Gesellschaft sind und in Wien ihre Heimat haben. Deshalb gründete die Stadt Wien das „Netzwerk für De-Radikalisierung und Prävention“.



Ein Netzwerk bei dem die Menschen, die vorwiegend mit unseren Kids arbeiten, geschult werden derartige Tendenzen früh zu erkennen, auf die Kinder einzugehen, auf Erziehungsberechtigte einzuwirken. Damit derartigen Kräften keine Chance geboten wird sich unserer Kinder geistig zu bemächtigen.

Neue rechte Kräfte. Während die SPÖ danach trachtet, die Toleranz in unserer Stadt an allen Ecken und Enden zu forcieren, erfahren neue rechte Kräfte, die Identitären, grosse Unterstützung von der Wiener FPÖ. Gekrönt wurde diese Unterstützung vor Monaten durch einen Aufmarsch in der Wiener Innenstadt. Nicht nur, dass von der FPÖ derartiges Gedankengut verharmlost wird, es wird auch noch kräftig mitmarschiert. Wir können nur den Kopf schütteln, denn es ist ein Hohn für Menschen, die Kriege hautnah miterlebten, zu sehen, dass Rechtsaktivisten eine derartige Bühne geboten wird! Wir erinnern: Österreichs Verfassung ist seit dem Zweiten Weltkrieg nicht ohne Grund antifaschistisch. Dennoch sei gesagt: Auch mit neuen Logos, mit neuen Sprüchen und Transparenten – altes Gedankengut wird von der SPÖ nicht geduldet! Wien ist und bleibt die Weltmetropole der Toleranz – völlig unabhängig der Abstammung oder Herkunft sowie der Religion.

Das bevorstehende Chanukka-Fest mögen leuchtende Tage der Besinnung und des Friedens sein. Wir wünschen all unseren jüdischen Freunden - **Chanukka Sameach!**



Rudi SCHICKER, *Vorsitzender Wiener SPÖ-Rathausklub*

wurde das Gebäude an eine Privatperson verkauft, das Tauchbecken zugeschüttet und die ehemalige Mikwe als Werkstatt und Abstellkammer verwendet. Im Jahr 1996 wurde das Becken des Bades wieder freigelegt und das Gebäude 2009 restauriert. Seit 2010 kann die Mikwe als Dependance des Jüdischen Museums besichtigt werden.

Literaturhinweise zum Thema Mikwen

Georg Heuberger (ed.): *Mikwe. Geschichte und Architektur jüdischer Ritualbäder in Deutschland* (Frankfurt am Main 1992)

Thea Altaras: *Synagogen und jüdische Rituelle Tauchbäder in Hessen – Was geschah seit 1945?* (Königstein 1994, ND 2007)

Jüdisches Museum Hohenems/Franken in Fürth/Frankfurt (ed.): *Ganz rein! Jüdische Ritualbäder* (Wien 2010).

1 Dieser Artikel basiert auf den Ergebnissen der Diplomarbeit von Julia Ess: *Mikwe Hohenems. Ein jüdisches Ritualbad des frühen 19. Jahrhunderts* (Technische Universität Wien 2014). Die ausführliche wissenschaftliche Bearbeitung und Katalogisierung der Mikwen in Österreich stellt ein Forschungsdesiderat dar. Der Gesamtbestand wurde bisher nicht eingehend untersucht und es ist nicht genau zu sagen, wie viele der ehemaligen Mikwen im Gebiet des heutigen Österreichs noch greifbar sind. Es fehlt einerseits eine Katalogisierung sämtlicher Ritualbäder, andererseits ist kaum eine ausführliche Dokumentation einzelner Mikwen vorhanden.

2 Aron Tänzer: *Die Geschichte der Juden in Hohenems und im übrigen Vorarlberg* (Meran 1905, ND Bregenz 1982) S. 579–580.
3 Vorarlberger Landesarchiv: *Kreisamt, Publ. 1830, Fasz. 420. LG Dornbirn, Bau 1828, Fasz. 44. LG Dornbirn, Polit. 1810, Fasz. 273*



Im Namen
der Landeshauptstadt
Innsbruck
wünsche ich allen
Leserinnen und Lesern
des DAVID
und der gesamten
jüdischen Gemeinde
Österreichs ein schönes
und friedvolles Chanukkafest.
Mag.^a Christine Oppitz-Plörer
(Bürgermeisterin)

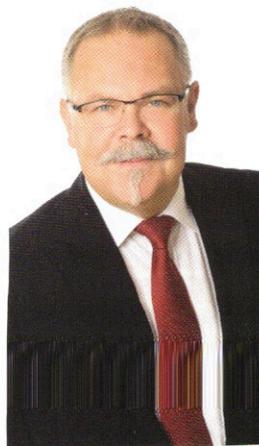


Ein friedliches und schönes
Chanukka-Fest wünsche ich
allen jüdischen Bürgerinnen
und Bürgern im Namen der
Bezirksvertretung Hietzing

Ihre Bezirksvorsteherin
Mag. Silke Kobald

Tel.: +431/4000/13115;
E-Mail: post@bv13.wien.gv.at
www.hietzing.wien.at

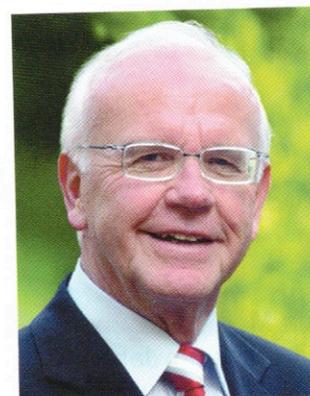
Sprechstunden Di und Do nach
telefonischer Vereinbarung



Marktgemeinde
Wiener Neudorf

Bürgermeister
Ing. Christian Wöhrleitner

**Anlässlich des bevorstehenden
jüdischen Chanukkafestes 5775
wünsche ich der jüdischen
Gemeinde und allen
Leserinnen und Lesern
der Kulturzeitschrift DAVID
schöne und
friedliche Feiertage!**



Allen Leserinnen und Lesern des
DAVID ein friedliches
Chanukkafest wünscht
**Bürgermeister
Dr. Peter Koits**
im Namen des Stadtsenates
und Gemeinderates
der Stadt Wels

Landessonderausstellung 2015

Hilfe: Lebensrisiken und Lebenschancen

PR-Text

Landesausstellungen befassen sich mit der Geschichte eines Landes, mit Kultur und insbesondere Architektur. Die Landessonderausstellung 2015 im Haus Bethanien der Diakonie in Gallneukirchen setzt sich mit der Entstehung und Ausformung der sozialen Sicherung in unserem Land auseinander und muss daher viel „Unsichtbares“ sichtbar machen.



mit Symbolen, mit neuen Wegen der Präsentation. Das inhaltliche Zentrum des Ausstellungsthemas, das System der sozialen Sicherung ist getragen von der Idee einer verantwortlichen, den Menschen in Problemlagen verpflichteten Gesellschaft. Ihre Wurzeln finden sich im sozialdemokratischen Solidaritätsprinzip ebenso wie im Solidarismus der christlichen Soziallehren und in der praktischen Ethik des sozialliberalen Bürgertums.

Keiner dieser Zugänge, die sich in verschiedenen wohlfahrtsstaatlichen Konzeptionen niederschlagen, ist ein „Königsweg“ zur Bewältigung sozialer Probleme.

Auch das moderne Sozialversicherungsprinzip ist nicht allumfassend – es bedarf eines zweiten sozialen Netzes aus privaten, gruppenspezifischen und von der öffentlichen Hand getragenen Einrichtungen und Initiativen, um Lebensrisiken zu minimieren und Lebenschancen zu optimieren.

Ein Stück weit geht es natürlich um Geschichte – um die Geschichte des Kerns des Sozialstaates. Es geht auch um die Geschichte sozialer Initiativen und Institutionen wie der Diakonie, deren Mutterhaus auch einen signifikanten architektonischen Rahmen bietet. Und es geht um die kulturspezifische Ausprägung von Solidarität und Hilfe für Menschen in schwierigen Lebenslagen.

Auf fast 1000 m² wird dies mit Texten, Infografiken, Symbolen und besucheraktivierenden Materialien und Themenzugängen aufbereitet – mit dem Ziel, unsere spezifische Lebensqualität infolge sozialer Sicherheit einerseits zu verdeutlichen, andererseits aber ein Bewusstsein für deren Schwachstellen zu wecken und auf die Bedeutung nicht nur

Der Weg durch die Ausstellung zeigt die Entwicklung des gesellschaftlichen Umgangs mit Lebensrisiken und die aus den Problemlösungsstrategien erwachsenden Lebenschancen für die verschiedenen sozialen Gruppen.

Der Besucher wird dabei eingeladen, sich in verschiedene Rollen hinzuzusetzen und sich auf die imaginäre Konfrontation mit Lebenslagen, Schicksalsschlägen und verschiedenen Formen von Hilfestellungen einzulassen.

Diese Landesausstellung wird eine Ausstellung ohne herkömmliche Exponate, ohne Greifbares, ohne explizite Darstellung. Dennoch werden Zustände und Herausforderungen wie Armut, Krankheit, Behinderung oder Leben am Rand der Gesellschaft mit einem interaktiven Zugang begreifbar, einfühlbar, verstehbar gemacht: mit Worten,



gesellschaftlicher, sondern individueller Verantwortung für ein akzeptables Leben und Zusammenleben zu verdeutlichen.

www.landesausstellung.at



Liebe Leserinnen und Leser der jüdischen Kulturzeitschrift DAVID!

Im Namen des Parlamentsklubs von NEOS wünsche ich Ihnen und Ihren Angehörigen acht Tage der Freude, des Lichts und der Feier in Erinnerung an die Wiedererlangung der Selbstbestimmung der Juden durch die Makkabäer. Es ist diese Idee der Freiheitsliebe, die wir mit voller Überzeugung unterstreichen möchten.

Als liberale BürgerInnenbewegung sind wir zutiefst dem Wert der Nachhaltigkeit und der Wertschätzung verschrieben. Ich hoffe daher, dass die bevorstehenden Feiertage zu einer Botschaft des Friedens, des Respekts und der Toleranz genützt werden. In diesem Sinne wünsche ich allen Jüdinnen und Juden ein herzliches chanukka sameach!

Ihre,

Beate Meini-Reisinger

Stellvertretende Klubobfrau NEOS



Österreich ist ein aufgeklärtes Land mit vorwiegend christlichen aber auch jüdischen Wurzeln. Durch die Einwanderung in den vergangenen Jahrzehnten sind sehr viele Menschen muslimischen Glaubens und muslimischer Kultur zu uns gekommen. Das Zusammenleben mit Menschen aus verschiedensten Kulturen, Religionen und Ländern dieser Welt kann eine sehr grosse Bereicherung sein, wie ich das in meinen Jahren in Toronto, Montreal und New York erlebt habe. Einwanderung ist auch in Österreich zu begrüßen, wenn die Menschen in friedlicher Absicht kommen, um produktiv zu arbeiten und sich zu integrieren; wenn diese Menschen die grundlegenden Werte der Gesellschaft, in der sie leben, akzeptieren, vor allem auch die Frauen respektieren, keine Homosexuellen verfolgen und nicht antisemitisch sind. Doch die jüngsten Entwicklungen, ausgelöst durch die gewalttätigen Aktivitäten einer totalitären Gruppierung, dem Islamischen Staat oder auch ISIS genannt, bringen die österreichische Tradition der Toleranz in Gefahr. Diese beunruhigenden Tendenzen haben dazu geführt, dass bereits 150 österreichische Jugendliche nach Syrien aufgebrochen sind, um der ISIS zu dienen. Der Dschihadismus entwickelt sich immer mehr zu einem jugendkulturellen

Phänomen. Sorgen bereitet auch die Tatsache, dass immer öfter Polizisten zur Bewachung von Einrichtungen der Jüdischen Kultusgemeinde abgestellt werden müssen.

Die Österreicher sind traditionell sehr tolerant, doch was wir vor lauter Toleranz nicht vergessen dürfen, ist, wofür wir eigentlich selbst stehen. Wir dürfen unsere Werte nicht verraten. Wer in einer Demokratie schläft, wacht womöglich in einer Diktatur auf. Für Menschen, die unsere Gesetze und Werte ablehnen, darf in Österreich kein Platz sein.

Der Islamismus bedroht unsere Freiheit und den Frieden in unserem Land. Doch Freiheit und Frieden sind das höchste Gut, für das wir jahrhundertlang gekämpft haben. Das dürfen wir nicht durch falsch verstandene Toleranz aufs Spiel setzen.

Mögen deshalb zum Chanukka Fest, dem Fest des Lichts, die Chanukkalichter bis in die finstersten Winkel vordringen und die dunklen Schatten vertreiben, damit sie der Toleranz und Nächstenliebe weichen.

Im Namen des Parlamentsklubs des Team Stronach wünsche ich der jüdischen Gemeinde und allen Lesern der Kulturzeitschrift DAVID ein frohes und friedvolles Chanukka-Fest!

Ihre

Dr. Kathrin Nachbaur

Parlamentsklub Team Stronach



Gouverneur
Univ.-Prof. Dr.
Ewald Nowotny

*wünscht den Leserinnen und Lesern des DAVID
und der jüdischen Gemeinde in Österreich ein
schönes und friedvolles Chanukkafest.*



OESTERREICHISCHE NATIONALBANK
EUROSYSTEM



BURGENLAND

BÜRGERSERVICE

INFORMATION

HILFE

www.burgenland.at

post.buergerservice@bgld.gv.at

BÜRGERINFOSTELLE

Telefon + 43 - (0) 57 600 / 2000 oder 2006

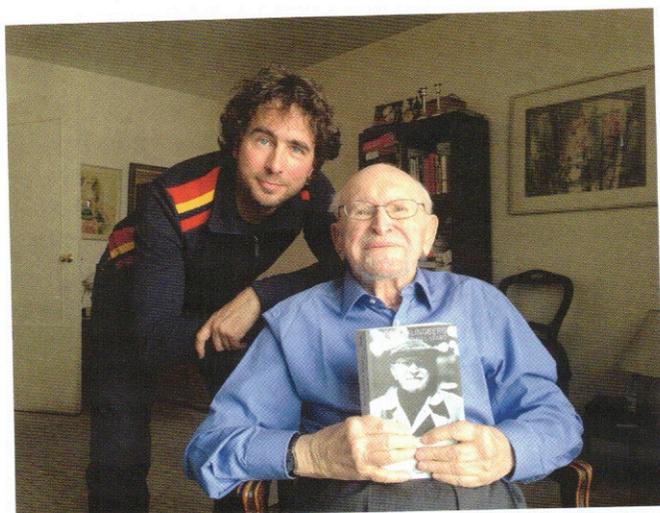
Montag bis Donnerstag von 7.30 Uhr bis 16.00 Uhr - Freitag von 7.30 Uhr bis 13.00 Uhr



[Facebook.com/LandBurgenland](https://www.facebook.com/LandBurgenland)

war, kam es mir in den Sinn, dass ich meiner Tochter Sylvia einige Episoden aus meiner Lebensgeschichte erzählen sollte. Nach dem Tod meiner Frau im Jahre 1990 konnte Sylvia durchsetzen, dass mich jemand regelmässig im Gefängnis besuchen durfte. Auf kleinen Papierschnitzeln schrieb ich Notizen auf, die von meinem Besucher aus dem Zuchthaus herausgeschmuggelt wurden. Um die 100 Seiten wurden zu Sylvia geschickt, die damals schon in Paris lebte. Nach meinem Transfer vom Gefängnis

in den Hausarrest schlug Michael Stard vor, dass er mir beim Verfassen meiner Autobiographie behilflich sein könnte. Michael begann damals gerade mit seiner Arbeit im Büro meines Rechtsanwalts Avigdor Feldman, einem berühmten Bürgerrecht- und Menschenrechtsexperten, dessen Eltern aus Polen stammten und Auschwitz überlebten. Wie ich bereits erwähnt habe, hat mich Michael während der Zeit meines Hausarrests besucht. Avigdor erlaubte mir,



Professor Marcus Klingberg mit Johannes Monse, Verleger des Prospero Verlags, bei der persönlichen Buchübergabe in Paris am 18. April 2014. Foto: Johannes Monse. Mit freundlicher Genehmigung Prospero Verlag.

dass ich Michael in dessen Büro zwei- bis dreimal in der Woche treffen durfte. Wir waren in seinem Büro allein und meine „Anstandsdame“ – ein Wärter, der mir vom Sicherheitsdienst aufgezwungen wurde – wartete in einem anderen Zimmer. Michael schrieb das nieder, was ich ihm erzählte und er hat es auch auf Tonband aufgenommen. 2002 gab es eine Pause, weil Michael in London Internationales Menschenrecht studierte. Im darauffolgenden Jahr kehrten er und seine Frau nach Israel zurück. Dann begannen wir mit dem Erstellen meiner Erinnerungen. Genau zwanzig Jahre nach meiner Inhaftierung traf ich am 19. Jänner 2003 in Paris ein. Michael reiste einige Male nach Paris, um mit mir weiterzuarbeiten. Vier Jahre später erschien meine Autobiographie in Israel. Ich möchte betonen, dass ich überzeugt davon bin, dass ich ohne Michael meine Lebensgeschichte nie veröffentlichen hätte können. Wir haben in perfekter Harmonie zusam-

mengearbeitet. Das ist vor allem deshalb auch ungewöhnlich, wenn man den Generationsunterschied in Betracht zieht.

DAVID: Im Vorwort von *Der letzte Spion* nennen Sie die Gründe, warum Sie für die UdSSR gearbeitet haben. Abgesehen von Ihrer Loyalität als Kommunist, haben Sie die moralische Pflicht verspürt, gegen den Faschismus zu kämpfen. Darüber hinaus wollten Sie der Sowjetunion und seinem Volk danken, dass Sie während des Zweiten Weltkriegs dort überleben konnten. Wenn Sie junge Menschen von heute treffen: Was würden Sie ihnen über die Wichtigkeit und Bedeutung von Idealen erzählen?

Marcus Klingberg: Das ist eine wirklich schwierige Frage, Nun, was soll ich sagen? Ich würde Jugendlichen die Geschichte des 20. Jahrhunderts erzählen, zum Beispiel vom Spanischen Bürgerkrieg und der Internationalen Brigaden, den Kämpfen der heldenhaften Roten Armee gegen die Nazis oder die Geschichte der kommunistischen Partisanen in Jugoslawien. Allem voran würde ich jungen Menschen das schildern, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe – wie die Faschisten ganze Dörfer zerstörten. Die Häuser wurden niedergebrannt und die Bewohner flohen in die Wälder. Ja, ich würde das erzählen, was mir widerfahren ist. Ich würde nicht über Karl Marx, Lenin oder Trotzki sprechen, weil diese eine andere Generation nicht beeinflussen. Nur Beispiele sind wichtig. Eines noch: ich würde ihnen vermitteln, was Loyalität bedeutet.

DAVID: Professor Klingberg, Sie sind in einer orthodoxen Familie mit einer starken und beeindruckenden Mutter aufgewachsen. Sie beschreiben Ihren Vater in einer berührenden Weise als einen sanftmütigen und umgänglichen Menschen. Nie erhob er die Stimme und erst recht nie die Hand gegen Sie. Bis heute vermischen Sie die Gespräche mit ihm. Es scheint mir, dass Sie durch das Aufwachsen mit so einem gutherzigen Menschen sensibel für das Leid und die Nöte anderer Menschen wurden.

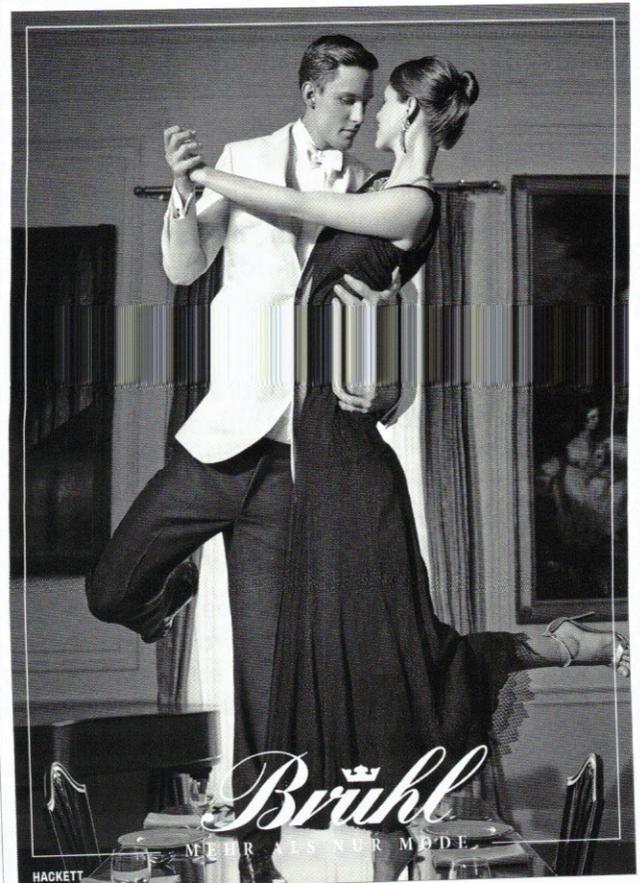
Marcus Klingberg: Ich werde Ihnen zwei Beispiele erzählen. Mein Vater war ein kleiner, erfolgloser Geschäftsmann, der einen Grosshandel für Papierwaren besass. Er belieferte damit Einzelhändler und die Ware wurde von einem Mann transportiert, der die schweren Säcke auf seinem Rücken trug. Sein Name war Leybisch. Als ich ungefähr sieben oder acht Jahre alt war, fragte ich meinen Vater, ob er mir neue, schöne Kleidung kaufen könne. Vater meinte, dass er das Geld nicht habe. An einem Sonntag brachte er mich zur Wohnung von Leybisch, der in einer der ärmsten Strassen Warschaus lebte – der Krochmalna Strasse. Dort gab es keine Kanalisation. Die zwei schmalen Fenster der Behausung blickten auf das Trottoir und liessen fast kein Licht



Sie wollen Ihre Zahnersatzprobleme im Ausland lösen, aber österreichische Qualität, Betreuung und Garantie? Sparen Sie Zeit und Benzin - rufen Sie uns an!

Unser Profi-Team arbeitet ebenso preiswert, aber vielseitig, erfahren und zuverlässig: Zahnersatz, Implantate, Laserchirurgie, Prophylaxe und Phorodonto-sebehandlung, Digitalröntgen sowie Keramikronen.

Ass.-Prof. Dr. Michael Mick
1040, Schleifmühlgasse Nr. 7/8
(alle Kassen), Telefon 01/587 43 08
Montag 14 bis 19 Uhr, Dienstag und
Donnerstag 8 bis 13 Uhr und 15 bis 19 Uhr
Mittwoch 8 bis 15 Uhr, Freitag 8 bis 13 Uhr.



House of Gentlemen
 Kohlmarkt 11, 1010 Wien

Brühl
 Wallnerstraße 3, 1010 Wien

Brühl
 Schmiedgasse 12, 8010 Graz

Trachten Schlögl
 Hauptplatz 3, 8010 Graz

Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin

Tel. + Fax: 01/5952842,
 1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

wünscht allen

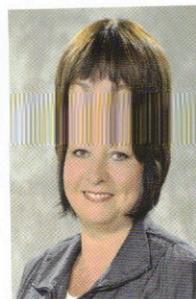
Kunden, Freunden und Bekannten
ein friedliches Chanukkafest!



Die Bezirksvorsteherin von
 Meidling

Gabriela VOTAVA

wünscht allen Leserinnen
 und Lesern
 ein friedvolles Chanukkafest!



Bezirksvorsteherung Meidling
 Schönbrunnerstrasse 259
 1120 Wien

Tel.: +43/1/4000 12111
 Fax: +431/4000 9912120
 E-Mail: post@bv12.wien.gv.at

bezahlte Anz. eige

Karlheinz Hora
 Bezirksvorsteher des
 2. Bezirkes
 wünscht allen jüdischen
 Bürgerinnen und Bürgern ein
 schönes und friedvolles
 Chanukkafest.



Sprechstunden gegen telefonische Voranmeldung
 Bezirksvorsteherung Leopoldstadt
 Tel.: +43-1-4000-02111
 oder E-Mail: post@hv02.wien.gv.at

Als Vorsitzende der SPÖ
 Leopoldstadt wünsche ich der
 jüdischen Gemeinde und allen
 ihren Mitgliedern sowie den
 Leserinnen und Lesern des
 DAVID ein schönes und
 friedvolles Chanukkafest!



Mag.a Sonja Wehsely
 Bezirksvorsitzende der SPÖ Leopoldstadt
 Bezirksorganisation Wien 2., Leopoldstadt
 Praterstern 1

eige

eige

1948: Zwei aussagewillige Zeugen tot - die Warnung: Uns ist es ernst! Einige im Sand verlaufene Prozesse. Freisprüche. Amnestien. Der Prozess gegen Podezin verläuft sich. Der Prozess wird 1949 dem Gauleiter Tobias Portschy gemacht. Rasch und gründlich hatte er die Fäden der Säuberung von Zigeunern und so Gesindel gezogen. Zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt, kam er nach zwei Jahren frei. In hohen Gremien tätig, geachteter Bürger: „Ich bekenne mich zu meiner Vergangenheit, ich bereue nichts!“ Ein zynischer Sager. Legitimiert durch die schweigende Mehrheit? 70 Jahre Schweigen. Jede Zukunft hat eine lange Vergangenheit, heisst es bei Jean Ziegler.

Als sich abzeichnet, dass der Ermittler Sirowatka in der Causa Kreuzstadel zur Gefahr werden wird, wird er entfernt. Wo er ist, lebt, ob noch, wissen vielleicht die Eltern. Beschädigte Leben. Diskriminierungen, die noch den Kindern aufgedrückt werden. Josef Sirowatka stirbt 1997.

Totschweigen, 1994. Film von Margarete Heinrich und Eduard Erne. Musik Peter Ponger, lief zuletzt 2009: Hofburg, Schreyvogelsaal während der Reihe *Die endlose Unschuldigkeit*. Einer, der im Film auf Ernes Fragen eingeht, ein Rechnitzer Gärtner, spricht vom Ermittler Sirowatka und von dessen Entfernung. Mir selbst sagte Erne, dass während seiner Recherchen die Türen ständig zugeknallt

seien. Als er bei Josef Sirowatka in Eisenstadt läutet, wird geöffnet: „Herr Sirowatka führt mich ins Kellerstüberl, sperrt ab, hört mich an. Dann sagt er: Ich sage nichts. Wenn sie den Raum verlassen, haben Sie nichts erfahren!“

Mitten im Film der Riss: „Unser Name! Bitte keine Namen, nur E und K“, bitten die Sirowatka Töchter. Wir sitzen im Café Steiner in Eisenstadt. „Nichts, wir wussten nichts“, sagt E., „kein Wort vom Vater!“ „Auch nach dem Film hat er die Sache nie erwähnt“, meint K. „Unsere Kindheit? Hart, wahnsinnig hart, Vater liess nichts zu, kaum Freundschaften, er hinterfragte alles, jeden!“

„Eigentlich hat er uns erzogen“, ergänzt E, „die Mutter ist ab der Versetzung nach Kittsee nicht belastbar gewesen. Unser Vater malte, schrieb Gedichte, sagt K stolz: „Wir haben von ihm viel gelernt!“

„Und dass seine Härte geprägt von Angst war“, sagt E, „dass er die Jahre geschwiegen hat, um uns zu schützen!“

„Ich habe ihn nie verstanden“, sagt K unter Tränen, „ich verstehe ihn erst jetzt. Nach acht Jahren Kittsee der Umzug nach Eisenstadt. Rechnitz! Bis zu seinem Tod. Wir spüren sie, diese Klammer. Was noch. Andere demütigen, zerstören, und sich selbst mit sturem Schweigen schadlos halten?“

PORTRÄT-WASSERZEICHEN
Hält man die Banknote gegen das Licht, wird das Porträt der mythologischen Gestalt Europa, ein Fenster und die Wertzahl sichtbar.

SMARAGDZAHL
Beim Kippen bewegt sich ein Lichtbalken auf und ab. Die Farbe der Zahl verändert sich von Smaragdgrün zu Tiefblau.

SICHERHEITSFADEN
Hält man die Banknote gegen das Licht, wird ein dunkler Streifen mit €-Symbol und Wertzahl sichtbar.

PORTRÄT-HOLOGRAMM
Beim Kippen erkennt man das Porträt der mythologischen Gestalt Europa, das €-Symbol, ein Fenster und die Wertzahl.

PAPIER UND RELIEF
Das Papier fühlt sich griffig und fest an. Auf der Vorderseite kann man am linken und rechten Rand erhabene Linien ertasten. Auch Hauptmotiv, Schrift und große Wertzahl haben ein fühlbares Relief.

www.oenb.at | oenb.info@oenb.at | +43 1 404 20 6666

Stabilität und Sicherheit.

Die neue 10-Euro-Banknote

Ausgabe seit 23. September 2014

FÜHLEN – SEHEN – KIPPEN

Drei einfache Schritte, um die Echtheit einer Banknoten zu erkennen.

OESTERREICHISCHE NATIONALBANK

€NB

EUROSYSTEM

verteidigung und Sport eine ForscherInnengruppe der Karl-Franzens-Universität Graz, die unter der Leitung von Univ. Prof. Dr. Dieter A. Binder die Hintergründe der Verbrechen aufarbeiten sollte. Das dreijährige Forschungsprojekt brachte neue Erkenntnisse zutage, etwa die Tatsache, dass einzelne Bombenkrater innerhalb der heutigen Belgierkaserne nie geöffnet wurden und die Leichen der Opfer daher immer noch dort begraben sind. Aus unterschiedlichen Gründen, vor allem um die Totenruhe der mehrheitlich jüdischen Opfer nicht zu stören, wurde von einer Exhumierung der Leichen abgesehen. Am Ort der vermuteten Massengräber am Kasernengelände wurde 2011 ein Gedächtnishain mit einer Gedenktafel, die an die Verbrechen und seine Opfer erinnert, errichtet, der im Dezember von Bundesminister Norbert Darabos, allerdings weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit, eröffnet wurde. Drei kreisrunde Kiesbeete markieren jene Bombenkrater, in welchen die Hingerichteten verscharrt worden sind.

In seiner Arbeit hinterfragt Logar verschiedene Herangehensweisen an Gedenkkultur der letzten Jahrzehnte und zeigt die vielschichtige Problematik des offiziellen Erinnerens, das sich im Falle des Gedächtnishains in der Belgierkaserne und auch in anderen Gedenkinitiativen im Spannungsfeld von moderner Kunst und traditioneller Erinnerungskultur bewegt. Als Teil der Enkelgeneration sieht er sich verpflichtet, „diesem schmerzhaften Teil unserer Familiengeschichte nachzugehen und die im Dunklen liegenden Ereignisse, heute wieder in wache Erinnerung zu rufen.“⁵

Am 8. April 2014 zeigte CLIO (Verein für Geschichts- und Bildungsarbeit) in Kooperation mit dem Verein pArtisan den Film „Ort der Unruhe“ im GrazMuseum. Im Anschluss daran diskutierten der Künstler und Filmemacher Ernst Logar, der Kunsthistoriker Univ. Prof. Dr. Werner Fenz, die Stadträtin Lisa Rücker und der Presseoffizier des Steirischen Militärkommandos, Oberst Gerhard Schweiger, unter der Moderation von Dr. Heimo Halbrainer (CLIO) nicht nur über die Inhalte des Films, sondern auch darüber, wie heute in Graz an den NS-Terror erinnert wird. Aktualität hat die Frage durch die Anordnung des Grazer Strassenamtes erhalten, wonach das aus Bild-/Text-Objekten bestehende Kunstprojekt „63 Jahre danach“ von Jochen Gerz nach nur vier Jahren im Juni 2014 entfernt werden soll.

Die eingangs an Ernst Logar gestellte Frage, was aus seiner Sicht im Zusammenhang mit dem Gedächtnishain noch umzusetzen ist, antwortete dieser neben dem Verweis auf ästhetische Mängel mit einer Kritik an der fehlenden Öffentlichkeit, sowohl was die Zugänglichkeit zum Gedenkort – er befindet sich auf einem militärischen Übungsgelände – als auch die Informationen über seine Errichtung betrifft. Der Ort funktioniere nicht als Erinnerungsort, selbst viele Soldaten wissen nicht, was er darstellen solle.

Oberst Gerhard Schweiger verwies darauf, dass sich kaum eine andere (militärische) Institution über einen so langen Zeitraum mit der eigenen Vergangenheit auseinandergesetzt hat, dass aber die Geschichte

von Belgierkaserne und Feliferhof aufgrund neuer Quellenfunde noch nicht zu Ende erzählt worden ist. Breiten Raum in der Diskussion nahm das „63 Jahre danach“-Projekt ein, das den Machtmissbrauch während der NS-Zeit thematisiert. Werner Fenz betonte die Wichtigkeit, Jochen Gerz für die auf öffentliche Partizipation ausgerichtete Kunstinstallation zu gewinnen, nachdem seine „Gänse vom Feliferhof“ abgelehnt wurden bzw. stillschweigend unrealisiert geblieben sind. Auf die Besonderheit des interaktiven Projekts, das BürgerInnen und BesucherInnen von Graz zur täglichen Auseinandersetzung mit den Inhalten animiert, machte auch Lisa Rücker aufmerksam. Um das behördlich angeordnete Entfernen der Installationen zu verhindern, ist derzeit der Fachbeirat Kunst im öffentlichen Raum mit dem zuständigen Strassenamt und dem Kulturamt in Kontakt, ausserdem wurde eine Unterschriftenaktion gestartet.

1 Die Ausstellung „Ort der Unruhe“ war von 7. Mai bis 8. Juli 2013 im GrazMuseum zu sehen.

2 Diese wurde drei Jahre später von Neonazis zerstört.

3 Interview mit Jochen Gerz und Esther Shalev-Gerz geführt von Robert Fleck (museum in progress) [<http://www.mip.at/attachments/349>, aufgerufen am 14.4.2014].

4 Jochen Gerz über die Textauswahl: „Es geht um das Paradox, dass Begriffe wie Tradition, Disziplin, Tapferkeit, Selbstaufgabe und Gehorsam in jeder Armee präsent sind, aber auch im Zusammenhang mit Barbarei, Diktatur, Unmenschlichkeit, Folter, Morden usw. auftauchen. Unser Vorschlag dreht sich um dieses Paradox.“ Ebda.

5 http://www.logar.co.at/g/blick_dt.htm, aufgerufen am 15.04.2014.

ERSTE BANK
Was zählt, sind die Menschen.

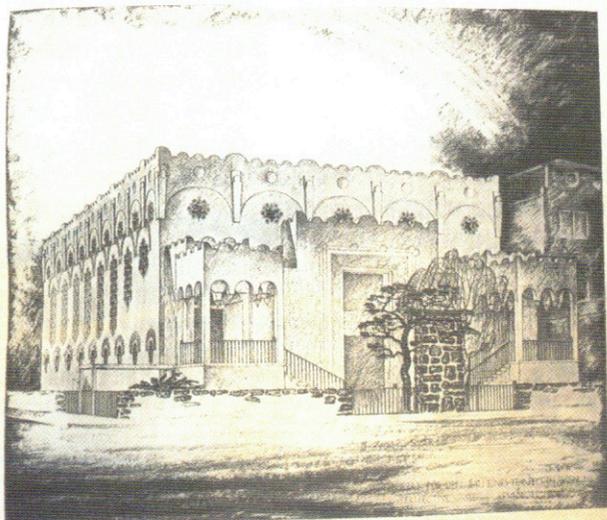
Daniel, 30 Jahre

**WAS ZÄHLT, IST MEIN TEMPO.
DAMIT ICH MEIN ZIEL SO
ERREICHE, WIE ES AM BESTEN
ZU MIR PASST.**

Mehr über Daniel und seinen Rhythmus auf www.was-zählt.at

werden. Im Gegensatz zum ursprünglich angedachten Gelände an der Onno Klopp-Gasse/Penzinger Strasse 132, wo sich bereits seit längerem ein bescheidenes Bethaus befand, ermöglichte das neue Areal einen rundum frei stehenden Bau, der völlig andere architektonische Aspekte eröffnete.⁷

Deshalb wurde auch im selben Jahr ein zweiter, diesmal internationaler Bewerb ausgeschrieben, der jüdischen Architekten vorbehalten war. Von den vier in die engere Wahl gezogenen Projekten wurde von der Jury, deren Vorsitz diesmal der prominente Architekt Josef Hoffmann inne hatte, schliesslich der Entwurf Grünberger /Jelletz als erster gereiht und zur Ausführung bestimmt.⁸ Wie schon drei Jahre zuvor



Grünberger/ Jelletz, Entwurfsprojekt Synagoge Hietzing, 1924. Quelle: Österr. Bau u. Werkkunst 1925.

beim Krematoriums-Wettbewerb, zeichnet sich auch dieses Projekt durch einen äusserst dekorativen Charakter aus, der im Kontext mit dem kubischen Baukörper mediterrane Assoziationen auslöst. Der Kunsthistoriker Max Eisler, der das Projekt von Anfang an publizistisch ausgiebig kommentierte und unterstützte, sprach gar von einer „südlichen Heiterkeit“.⁹ Möglicherweise war es gerade der eigenwillige Charakter des Entwurfes, der - in gewisser Weise „modern“, aber nicht im Sinne der damals aktuellen nüchternen Bauhaus- Architektur - mit seinen südlich - mediterranen Konnotationen die Möglichkeit einer jüdischen Identität bot, der dem Projekt den Zuschlag bescherte.

Grünberger war, wie oben erwähnt, zu diesem Zeitpunkt bereits in den USA und arbeitete in einem Baubüro. Wieweit er schon damals Kontakt zur Filmbranche hatte, für die er späterhin arbeitete, ist nicht bekannt, scheint aber sehr wahrscheinlich und würde eine Erklärung für die fast bühnenhaft wirkende Architektur der Synagoge geben. Zweifellos hinterliess hier die pittoreske, von einer südlichen Sonne geprägte Architektur Kaliforniens, über die Grünberger zwei Jahre später einen umfassenden Artikel publizierte, ihre Spuren.¹⁰ Auch die Zusammenarbeit mit Jelletz wirft einige Fragen auf:

manchmal wird er als Mitarbeiter genannt, manchmal nur als ausführender Bauleiter. Obwohl Jelletz` eigenständiges Werk nur sehr schmal ist, sind seine Projekte jedoch zumeist von einer schlichten Zurückhaltung geprägt. Insbesondere die zeitgleiche und in alleiniger Verantwortung 1928 von ihm errichtete kommunale Wohnhausanlage in Wien 5, Margaretengürtel 122 (jetzt Ernst Hinterberger-Hof - das grösste Bauvorhaben, das er realisieren sollte) zeichnet sich durch eine unpräzise Sachlichkeit und völliger Absenz von Dekor aus. Dies lässt darauf schliessen, dass eher Grünberger federführend bei



Jelletz, WHA, Wien 5, Margaretengürtel 122, 1929. Foto: U. Prokop, mit freundlicher Genehmigung.

der formalen Gestaltung der Synagoge war. Wie auch immer, Jelletz war der Mann „vor Ort“ in Wien und die Zusammenarbeit scheint auch ungeachtet der örtlichen Trennung gut funktioniert zu haben. Trotz der Entscheidung zu Gunsten des Projektes Grünberger/ Jelletz wurde mit dem Bau jedoch erst im Juli 1928 begonnen. Neben den üblichen planerischen und bürokratischen Ursachen könnte auch die schwierige Finanzierung, die überwiegend über Spenden erfolgte, die Ursache gewesen sein.¹¹ In der Zwischenzeit war aber Grünberger bereits 1926 nach Los Angeles übersiedelt und arbeitete als Ausstatter für Hollywood-Filme. Es ist anzunehmen, dass dieser Umstand einen gewissen Einfluss auf die Architektur hatte. Wie üblich kam es dann bei der Realisierung zu einigen Planungsänderungen, insbesondere zur Vereinfachung der dekorativen Ausgestaltung. Unter anderem wurden das rautenförmige Muster der Fenster, aber auch die auffallenden Stalaktiten der Vorhalle weggelassen, so dass der Charakter des Baus insgesamt etwas schlichter und „moderner“ wurde. Möglicherweise gehen diese Veränderungen auf Jelletz zurück. Geblieben war allerdings der auffallende Zinnenkranz, der dem sehr kompakten kubischen Gebäude einen festungsartigen Charakter verlieh, und die originellen Fenster, die im Wechselspiel von Dreipass und Davidstern die Aussenhülle umzogen. Im Innenraum führte eine Unzahl von kleinen Lichtöffnungen zu einer raffinierten Lichtführung, deren Ursprung sich möglicherweise aus der Filmbeleuchtung herleitete,

Die MitarbeiterInnen des
Institutes für Geschichte
der Juden in Österreich
wünschen allen LeserInnen
des DAVID
ein friedliches Chanukkafest!

Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15
Homepage: <http://www.injoest.ac.at>

Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

Ing. Rudolf Mayer

Beh. Konz. Elektrotechniker

1160 Wien, Wattgasse 9-11

e-mail: rudolf.mayer1@chello.at

Tel.: 01/485 57 22, Fax: 01/485 97 70

- Elektrogeräteverkauf - Elektroinstallationen -
- Alarmanlagen -

**wünscht allen Kunden,
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!**

Die SPÖ Tirol

wünscht allen Leserinnen und
Lesern des DAVID
ein schönes und friedliches
Chanukkafest.



© Sara Costa

Ich wünsche allen jüdischen
BürgerInnen und den
LeserInnen des DAVID
ein schönes Chanukkafest.
Mögen die Menschen das Licht
auch im Herzen tragen!

Markus Rumelhart, BV 6. Bezirk

Wir sind für Sie von Montag-Freitag zwischen 7.30 und
15.30 Uhr sowie am Donnerstag von 7.30-18.00 Uhr
unter der Telefon +43 1 4000-06110
(E-Mail: post@bv06.wien.gv.at) erreichbar.
Infos auf www.mariahilf.wien.at

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE LINZ

wünscht allen Mitgliedern
und Freunden
ein schönes Chanukkafest

GRÜNER KLUB
IM OÖ. LANDTAG

**ICH WÜNSCHE
EIN BESINNLICHES
CHANUKKA.**

LT-ABG. MARIA BUCHMAYR
GRÜNE LANDESSPRECHERIN
OOE.GRUENE.AT

dr. kienbacher training

- medizinisch überwachtes Muskeltraining zur
Reduktion und Prävention von
Rückenschmerzen
- Training an medizinischen Krafttrainingsgeräten
mit Computerunterstützung,
ärztlichen Untersuchungen,
Trainingskontrolle durch Therapeuten,
Krafttests zur Trainingsanpassung
- Gratis Probetraining möglich
 - 4x in Wien, 1x in Tulln

weiter Informationen unter:

www.dr.kienbachertraining.at

oder unter der Tel.: 01/285 35 09

Bedingungen dieser Aufträge: Sie sollten am 7. November beginnen und vor dem 7. Februar beendet sein, denn an diesem Tag sollte den Einkäufern aus Südafrika die neue Kollektion vorgestellt werden. Finanzielle Beschränkungen gab es keine und die Bezahlung war hoch, aber dafür wurde rund um die Uhr in drei Schichten gearbeitet, einschliesslich Weihnachten und Neujahr.



Einfamilienhaus, 1932, Architekt: Richard Neutra, Werkbundsiedlung Wien. Möbelentwürfe: Rudolf Trostler, Herstellung: Matro-Möbelfabrik. Undatiertes Foto aus dem Nachlass Trostler, Fotograf unbekannt. Sammlung Edina Meyer-Maril, mit freundlicher Genehmigung.

Von den Damensalons haben sich leider nur sehr wenige Fotos erhalten, aber diese geben immerhin einen Einblick in Trostlers Arbeit. Die Räume – Wohnungen oder Etagen in der Innenstadt – waren ja vorgegeben und so kam es zu unterschiedlichen Lösungen, die jedoch viele Gemeinsamkeiten hatten. Charakteristisch war die Verwendung von üppigen, oft grossflächig geblühten Vorhängen, die von der Decke bis zum Fussboden reichten und nicht nur Blickfang waren, sondern auch Raumteiler. Mit Hilfe dieser gemusterten Stoffe wurden weitere Akzente im Raum gesetzt, teils als Bezugstoff für Möbel oder auch Türen und Stellwänden. Neben vielsitzigen Polsterbänken verwandte Trostler oft bequeme Bugholzessel der Firma Thonet und verteilte kleine Tische im Raum. Typisch für seine Einrichtungssprache war ausserdem, dass er den Funktionsablauf übersichtlich machte und auch kleine Räume sehr geschickt ausnützen konnte. Gleichzeitig achtete er immer auf Ausgewogenheit, Bequemlichkeit und Qualität der Materialien. Dies alles traf auch auf seine auf die Bewohner abgestimmten Wohnungseinrichtungen zu, die Wohnlichkeit mit Zweckmässigkeit verbanden. In einem Raum gab es einen Bereich zum Essen, zum Ruhen oder zum Lesen, ganz wie er es von Prof. Strnad gelernt hatte. Trostler entwarf auch gern praktische Möbelstücke, wie einen patentierten Leseboy, Hausbars, Servierwagen und Ähnliches. Vielleicht hatte er den Sinn für praktische Möbelstücke von seinem Grossvater Jakob Hirsch erlernt, denn dieser hatte

seinerzeit einen Verkaufsschlager entwickelt: nämlich ein Sofa, dessen Seitenteile heruntergeklappt werden konnten, so dass es zum Bett wurde.

Trostler konnte seine Erfahrungen als Möbelentwerfer und Innenraumgestalter in einer Vortragsreihe im Rahmen des Österreichischen Verbandes für Wohnungsreform – eine der sozialen Initiativen des Roten Wien jener Zeit – weitergeben. Die Vorträge zur Einrichtung von kleinen Wohnungen, zur Wahl der Möbel und ihrer Hölzer und zu einzelnen Möbelstücken und ihrer Zweckmässigkeit sollten, wie es im Eröffnungstext heisst, „das Verständnis um die neue Einstellung für die gute Einrichtung unserer Wohnungen wecken und weiterführen“. Seinen ersten Vortrag beendete Trostler wie folgt: „Ich gebe Ihnen den guten Rat, überlegen Sie genau, wie viel Sie unterbringen müssen, wie Ihre Lebensgewohnheiten sind, weil Sie nur dann auf eine befriedigende Lösung der Wohnung kommen werden“. Im Katalog der internationalen Werkbundaussstellung von 1932 wird Trostler als Innenarchitekt des Neutra-Hauses geführt, und es hat sich ein Foto erhalten, das ein zweiseitig benutzbares Sofa, einen Sekretär und Bücherregal zeigt. Prof. Strnad, der mit einem Doppelhaus an der Ausstellung beteiligt war, hat die für ihn persönlich bestimmte Haushälfte mit Möbeln eingerichtet, die zum Teil in der Matro-Möbelfabrik hergestellt worden waren.



Damensalon [Ernst] Platzko & [Max] Hochdorf, (nicht datiert), Wien, 1. Hoher Markt 12, (zerstört). Foto: J. Scheib, Wien. Foto aus dem Nachlass Trostler, Sammlung Edina Meyer-Maril, mit freundlicher Genehmigung.

Trostlers einziger in Österreich ausgeführter Bau war das Sommerhaus für seine Eltern in Maria Enzersdorf, das er nach den Richtlinien der Werkbundaussstellung für kleine Häuser auf einer Grundfläche von 45 Quadratmetern plante. Es war ein kubusförmiges, an einem Hang liegendes Holzhaus mit begehbarem Flachdach, welches vier Personen Platz bot und einen Komfort hatte, der den Ansprüchen städtischer Bewohner entsprach. In Hans

Willkommen in Yankels Wirtshaus! Ostjüdische Schankwirte um 1850

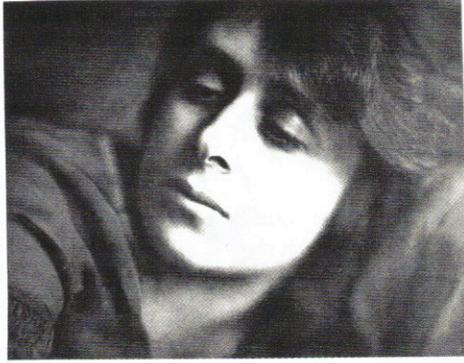
Fabian BRÄNDLE

Der amerikanische Historiker Glenn Dynner war unsicher, als er sich auf den Weg machte, im Center for Jewish History Manhattans über sein Dissertationsthema zu sprechen. Er hatte es sich zum Ziel gesetzt, die Wirtshauskultur im damals unter Fremdherrschaft stehenden Polen um 1850 zu erforschen. Würde sich überhaupt jemand für so ein exotisches Thema interessieren?

Umso überraschter war er, als er über 100 Zuhörerinnen und Zuhörer erblickte. „Mein Grossvater war Wirt in Bielsko-Biala“, meinte eine Frau. „Meiner führte eine Kneipe in Zhitomir“, rief ihm eine andere zu. Tatsächlich gehörte der Wirtsberuf zu den gängigsten ostjüdischen Berufen. Den dort ansässigen Juden waren, wie auch in Westeuropa, über Jahrhunderte hinweg viele Berufe nicht erlaubt worden. In sieben Städten der Grafschaft Bielsk waren beispielsweise von 1772 bis 1798 94 Prozent der Wirte (*karzmarzy*) und 53 Prozent der Ausschenker (*szynkarzy*) jüdischen Glaubens. In den Dörfern dieser Region waren die Verhältnisse ähnlich, so dass man mit Fug und Recht von einer ostjüdischen Wirtshauskultur reden kann. Das Bewirten war in jenen Jahrzehnten so etwas wie eine „ethnische Ökonomie“. Für den landbesitzenden Adel, der den Juden die Schank- und Schnapsbrennlizenzen ausstellte, war die Beziehung zu den jüdischen Wirtshauspächtern durchaus symbiotisch. So verdiente um 1790 die grossadelige Zamoyskifamilie rund 46 Prozent ihres Einkommens aus der Vergabe von entsprechenden Lizenzen. Mit dem Geld finanzierten die Adelige einen statuskonformen Lebensstil. Der Adel liess Getreide anbauen und die Überschüsse in guten Erntejahren zu Wodka brennen, die christlichen Bauern konsumierten diesen – so die einfache Gleichung. Dazwischen standen als Händler und Wirte die Juden. Die Adelige glaubten, nur die Juden seien nüchtern genug, um ein Wirtshaus führen zu können. Tatsächlich trank die polnische Landbevölkerung oft bis zum Exzess. Die Juden beherrschten einige Techniken, um eine Kneipe zu betreiben. So konnten sie in der Regel lesen und schreiben, waren versiert in einfacher Buchhaltung und vermieden auch Schulden. Und sie verstanden es, ruhig Blut zu bewahren, wenn die Gäste zu überborden drohten. Denn das Wirtshaus war nicht nur der Ort von Geselligkeit, Musik und Tanz, sondern auch von gewalttätigen Ehrkonflikten und Schlägereien. Neben polnischen Gästen waren jüdische Händler und Hausierer Hauptkunden. Sie waren angewiesen darauf, auch in der Fremde zu koscherem Essen zu kommen. Das Verhältnis zu den katholischen polnischen Bauern war manchmal gut, manchmal angespannt. So schätzten die Polen die jüdischen Wirte als weise Ratgeber bei persönlichen Problemen, potente Kleinkreditgeber

und Experten in medizinischem Wissen. Viele polnische und jiddische Sprichwörter zeugen davon. Doch manchmal erpressten die Gäste die Wirte auch, drohten mit Gewalt, schlugen drein, legten gar Feuer. Oft hatten sie Zechschulden. Dann war es an den adeligen Grundbesitzern, ihre jüdischen Lizenznehmer zu schützen, was sie auch oft taten. Manchmal mussten sie sich dem Druck der christlichen Bauern auch beugen und einen Wirt in die Wüste schicken. Für den Unglücklichen bedeutete dies Ungewissheit und einen sozialen Abstieg, manchmal Auswanderung nach Amerika oder sogar ein Leben auf der Strasse. Viele Petitionen von Wirten finden sich in lokalen und regionalen Archiven. Sie zeugen von Streitereien und obrigkeitlichen Gunsterweisen. Im 19. Jahrhundert machten die Obrigkeiten die jüdischen Wirte für den grassierenden Alkoholismus der Polen mitverantwortlich. Sie initiierten Reformen und wollten den Schnapsausschank normieren. Juden sollten vom Schnapshandel ausgeschlossen werden. Dies war ganz im Sinne der Nationalisten, die sich immer antisemitischer verhielten. Neid auf den oftmals bescheidenen jüdischen Wohlstand war ein weiterer Motor für solche Haltungen. Zudem wurde den jüdischen Wirten unterstellt, ihre betrunkenen Gäste zu betrügen und um Hab und Gut zu bringen. Dabei schwangen Stereotypen vom „habgierigen Juden“ mit. Viele Adelige umgingen die staatlichen Verbote, indem sie offiziell christliche Wirte einstellten. Die Geschäfte führten jedoch Juden weiter. Die staatlichen (russischen, preussischen, österreichischen) Behörden deckten immer wieder solche illegalen Praktiken auf. Die zahlreichen Untersuchungsberichte sind heute interessante Quellen und eine der Grundlagen von Dynners Werk. Doch verhinderten Korruption und die Macht der Grundbesitzer meist ein effizientes Vorgehen. Viele Juden verlegten ihre Aktivitäten auch in den Untergrund. Sie schmuggelten Schnaps im grossen Stil, legten eigentliche Schmuggel-Netzwerke an. Die obrigkeitlichen Verbote bedeuteten also keinesfalls das Ende der traditionellen ostjüdischen Wirtshauskultur, wie das ältere Geschichtsforscher noch geglaubt haben. Der Historiker Glenn Dynner hat die vielen Facetten dieser Kultur beleuchtet, vom Trinkspruch bis zur Spionagetätigkeit jüdischer Wirte, von den Repräsentationen in Literatur, Lyrik und Kunst bis hin zu politisierenden Wirten die ihre Gäste und deren Unabhängigkeitsgelüste gut kannten. Folgen Sie ihm in Jankels Wirtshaus!

Literatur: Glenn Dynner: *Yankel's Tavern. Jews, Liquor, and Life in the Kingdom of Poland*. Oxford University Press 2014. 272 Seiten, Paperback, ISBN 978-0-19-020414-3 (erscheint im Jänner 2015)



Dipl.-Ing. A.K.

Stephanie Brandls Schwester Annie Katser. Quelle: Lothar Brieger, *Das Frauengesicht der Gegenwart. Mit freundlicher Genehmigung: I. Meder.*

am 8. März 1897 in Mährisch Ostrau (heute Ostrava, Tschechische Republik) geboren. Moritz Katser war zu dieser Zeit Bergwerksdirektor in Witkowitz (Vítkovice, heute zu Ostrava), später in Jaworzno bei Kattowitz (heute Katowice, Polen), wo er als Knappschaftsvertreter im Stadtrat war. Geschwister Moritz Katsers waren Max, Heinrich, Jeannette und Rosalia (Rosa) verh. Schlenker. Die älteste Tochter Nora wurde 1895 geboren, anderthalb Jahre nach Stefanie kamen 1898 die Zwillinge Anna (Annie) und Elisabeth (Lilly) zur Welt.

Stefanie Katser studierte von 1918 bis 1921 Fotografie an der damals in der Westbahnstrasse 25 untergebrachten *Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt* in Wien, der mit Abstand wichtigsten Fotografie-Ausbildungsstätte Österreichs. Zunächst war sie an der Adresse Buchfeldgasse 6 gemeldet. Das Haus gehörte der Familie der drei Jahre nach Stefanie Katser geborenen Malerin Trude Waehner, einer Studienkollegin an der *Graphischen*. Ende 1918 zog auch der Rest der Familie Katser nach Wien, wo man zunächst im Hotel Astoria Quartier nahm und dann vorübergehend in der Wiedner Hauptstrasse 18 unterkam. Von 1919 bis 1921 war Stefanie Katser bei ihren Eltern am Rochusplatz 9 und an der Adresse Bauernmarkt 10 gemeldet, dann in der *Familienpension Cilly Schleiffer* in der Florianigasse 43. Die Familie zog weiter in die Hegelgasse 8 und schliesslich in die Reichsratsstrasse 9, direkt hinter dem Parlament, in eine besonders beim jüdischen Grossbürgertum beliebte Wohngegend im Herzen des politischen und gesellschaftlichen Geschehens der Hauptstadt.

Nach dem Abschluss der *Graphischen* arbeitete Stefanie Katser bei der renommiertesten der jungen, progressiven Wiener Fotografinnen, Trude Fleischmann, deren vom *Neuen Sehen* beeinflusster Stil sie stark prägte. Wiener Fotografinnen wie

Fleischmann und Madame d'Ora reüssierten im Bereich der Mode- und Portraitfotografie auch in internationalen Zeitschriften wie *Die Dame*. Konstruktiv-experimentelle Ansätze existierten im Österreich der Ersten Republik im Bereich der Fotografie kaum. Noch in den 1920er Jahren wurde an der *Graphischen* ein seelenvoller, lyrischer Piktorialismus vermittelt, von dem sich fast keine der Wiener Fotografinnen ganz löste. In Deutschland hingegen prägten *Bauhaus* und *Neues Sehen* auch die anspruchsvolle Portraitfotografie, etwa von Yva, Aenne Biermann, Lotte Jacobi, Marianne Breslauer und Ilse Bing. Für progressivere Wiener Fotografinnen war Berlin daher ein auch künstlerisch interessanter Wirkungsort.

Bereits seit den frühen 1920er Jahren lebte Stefanie Katsers Schwester Nora Nathan-Katser mit ihrem Mann, dem Kinderarzt Paul Nathan, in Berlin, am Kurfürstendamm 37, im trendigen Berliner Westen, mit Arztpraxis in Wilmersdorf. Auch Stefanie Katser zog es nach Deutschland. 1925 heiratete sie den 1894 geborenen Wiener Architekten Ernst Brandl, der 1913 aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten war. Von ihrer Wohnadresse in der Alser Strasse 23 meldeten sich beide 1926 nach Berlin ab. Dort eröffnete Steffi Brandl zunächst ein Fotostudio in Schöneberg, Grunewaldstrasse 46/Ecke Bayerischer Platz. Im Berliner Adressbuch scheinen Steffi und Ernst Brandl nicht auf – möglicherweise lebten sie bei Steffi Brandls Schwester und Schwager. Um 1930 übersiedelte ihr Fotostudio an den Kurfürstendamm 211 Ecke Uhlandstrasse, schräg gegenüber der Wohnung ihrer Schwester. Steffi Brandl war damit am Puls der Zeit, in der Nachbarschaft anderer angesagter (grossteils wie sie jüdischer) Fotografinnen, die sich alle am östlichen Ende des Kurfürstendamms niedergelassen hatten: Frieda Riess war am Kudamm 14-15, Suse Byk auf Nummer 230, Lili Baruch auf 201, Alexander Binder (in dessen Atelier wenig später die ebenfalls von der *Graphischen* kommende Grete Michaelis arbeitete) auf Nr. 225, die avantgardistischste unter den deutschen Modedefotografinnen, Yva, um die Ecke in der Bleibtreustrasse 17, später Schlüterstrasse 45, und Lotte und Ruth Jacobi in der Joachimsthalerstrasse 5, später Kurfürstendamm 216, danach Nr. 35.

Ein in der Berlinischen Galerie erhaltenes Gästebuch Steffi Brandls mit Einträgen u. a. von Adolf Loos, Robert Musil, Eugenie Schwarzwald und der Schauspielerfamilie Thimig zeugt ebenso von der illustren Kundschaft der erfolgreichen Fotografin wie die erhaltenen Portraits: In Szene gesetzt wurden Tänzerinnen, Bildhauerinnen, Schriftstellerinnen, Sängerinnen und zahlreiche Schauspielerinnen. Die Kreationen der Puppenkünstlerin Käthe Kruse

DAVID

Jüdischer Kulturverein

**DER KULTURVEREIN DAVID DANKT
ALLEN GÖNNERN FÜR DIE
ZAHLREICHEN SPENDEN!**

Spendenkonto: ERSTE BANK ,
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111
IBAN: AT05201131005151078
SWIFT-Code: GIBAAWW

Der Bezirksvorsteher
der Brigittenau
HANNES DERFLER
wünscht allen
jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern
zu Chanukka
alles Gute!

Bezirksvorstehung Brigittenau
Brigittaplatz 10
1200 Wien
Tel.: +431/4000 20111
Fax: +431/4000 9920120
E-Mail: hannes.derfler@bv20.wien.gv.at

bezahlte Anzeige

**Ing. Turgut Mermertas
und Familie**

wünschen allen Freunden und
Bekanntem
ein schönes und friedvolles
Chanukkafest!

Dr. Friedhelm Frischenschlager

*Präsident der Europäischen
Föderalistischen Bewegung Österreichs*

wünscht allen jüdischen
Bürgerinnen und Bürgern ein
schönes Chanukkafest!

Dr. Gabriel Lansky und Familie

1010 Wien, Biberstrasse 5
Telefon: +43 1/533 33 30-0
Fax: +43 1/532 84 83
E-Mail: office@lansky.at

wünschen allen Freunden, Bekannten
und Klienten in Wien und im Ausland
ein friedvolles Chanukkafest.



**STIFT
KLOSTER
NEUBURG**

Das Stift Klosterneuburg

wünscht allen
Leserinnen und Lesern
der Zeitschrift DAVID

ein friedvolles Chanukkafest!

**Lebensqualität für Israel
– mit Ihrer Hilfe!**



Keren Kayemeth Leisrael

Keren Kayemeth Leisrael Jüdischer Nationalfonds in Österreich
1010 Wien Opernring 4/2/7

Tel. 01-513 86 11 Fax. 01-513 86 119 info@kklwien.at

Bank Austria IBAN: AT64 1200 0104 1262 9600 BIC: BKAUATWW
BAWAG PSK IBAN: AT46 6000 0000 0130 0675 BIC: OPSKATWW



Protagonisten.

Während einige Herren in einem Wiener Kaffeehaus proklamieren, dass der „Antisemitismus praktisch verschwunden ist“ (S. 464), bekommt Adolf diesen sowohl privat als auch von seinem Vorgesetzten deutlich zu spüren: Adolf wird aufgrund der Veranlassung seines Vaters, Alfred Kraus, einem liberalen Rechtsanwalt, auf einen Hinterlandsposten nach Sarajevo versetzt. Er verliebt sich dort in eine österreichische Lehrerin namens Bertha. Sie erwidert zunächst seine Liebe, bis sie seinem vermeintlichen „bösem Versuch, eine deutsche Jungfrau zu Fall zu bringen“, einen Strich durch die Rechnung macht und die Stadt verlässt. (S. 445)

In der „Feuerprobe“ wird kein wichtiges Ereignis dieser Epoche ausser Acht gelassen: von der Ermordung Graf Stürgkhs durch Friedrich Adler, dem Tod Kaiser Franz Josefs, über die Meuterei in Cattaro, dem Streik in den Rüstungsbetrieben, dem Ausbruch der Russischen Revolution, bis hin zum Ende des Weltkrieges - um nur einige zu nennen. Bauer gelingt es, Fakten und Fantasie sowie die Geschichte Österreichs mit der seiner Vorfahren geschickt zu verknüpfen. Dabei verschwimmen die Grenzen zwischen Überliefertem und plastischer Phantasie. So ist z.B. Karl Baiersdorf der erste, den Victor Adler nach der Mordtat seines Sohnes Friedrich aufsucht, woraufhin Karl dem inhaftierten Friedrich einen Besuch abstattet.

Scheinbar unwichtige Nebenfiguren werden zu „Werkzeugen des Schicksals“, die etwas Einmaliges tun, „etwas, von dem der weitere Verlauf der Geschichte abhängt“. Da taucht etwa der uneheliche Sohn Adolf Baiersdorfs, Adolf Herzog auf, um seinem Halbbruder Karl Baiersdorf zu erzählen, dass er Lenin nach Russland gebracht habe und ihn bei seiner revolutionären Mission begleitet habe. „Ich weiss genau, dass dieser Mann die Revolution verkörpert“, (S. 531) prophezeit er und erzählt von den Geschehnissen in Russland und dem nahenden Ende Deutschlands.

Aber dann kehren auch wieder Bauers Antihelden in den Mittelpunkt, um unter Lebensgefahr eine weltverändernde Nachricht zu überbringen. Ihre mutige Heldentat jedoch bleibt unerkannt und unbelohnt: Gustav Bender empfängt gemeinsam mit seinem Freund Rudi Hartmann durch einen Radiotelegraphen revolutionäre Losungen von Cattaro. Sofort beschliesst Gustav nach Wien zu fahren, um Adler von der Meuterei zu berichten. „Vielleicht ist das der Anfang vom Ende. Es wär' doch das Letzte, wenn man da an die eigene Haut dächte!“ (S. 576)

Doch er kommt zu spät: Als er mithilfe von Karl Baiersdorf endlich zu Victor Adler durchdringen kann, wurde dieser bereits davon unterrichtet. Adler, der daraufhin bei einer Streikkundgebung zwar erklärt, dass der Krieg aufhören müsse, rät gleichzeitig zur Beendigung des Streiks. Er warnt - im Hintergedanken wohl bei seinem inhaftierten Sohn Friedrich - vor einem „Klima der Agitation und des Bürgerkriegs“. (S. 585) Noch einmal ist Gustav bereit, sein Leben für

das Ende des Krieges zu riskieren und schreit in den Verhandlungssaal die Botschaft von Cattaro. Aber „[...] was dieser Soldat, den keiner kannte, gerufen hatte, ging ins Leere.“ (S. 587)

Die Bahnhöfe, die bei Gustavs Reise nach Wien voller Menschen mit revolutionären Spruchbändern waren, sind bei seiner Rückkehr nach Pola ebenso ausgestorben wie die Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges.

In allen fünf Bänden der „Vorgänger“ erzählt Bauer aus der Perspektive einer sich formierenden demokratischen sozialen Bewegung. Auch deren verheerende Niederlagen erscheinen als Teil eines nicht abgeschlossenen Prozesses.

Adolf Kraus besucht mit seinem Freund Frantisek Stransky dessen Familie in Topolčany und Frantas Grossvater - der gemeinsam mit Adolfs Grossvater in der Revolution 1848 mitgekämpft hat - bringt seine Enttäuschung über die Entwicklung der Sozialdemokratie zum Ausdruck: „Ich bin voller Wut wegen der vielen jungen Männer, die sie zur Schlachtbank führen [...] Die Führer der Sozialdemokratie haben uns verraten. Sie haben sich abgefunden mit dem Krieg und unterstützen ihn.“ (S. 426)

Der Verrat der sozialdemokratischen Führung trifft vor allem Karl Baiersdorf, selbst aktives Parteimitglied und Freund von Victor Adler, der sich für seine Partei und für Adlers Zustimmung zum Krieg schämt. „Mit erneuter Wut dachte er an Adler. [...] So weit war es gekommen durch seine Schuld!“ (S. 477) Aber er trotz all der Wut gegen Adler und die von ihm verhasste Gesellschaft, muss er sich voll Scham eingestehen, dass ihm der Mut zu einer revolutionären Handlung fehlt.

Bauer berichtet gegen Ende des Bandes vom Ende des Krieges, vom Generalstreik in Deutschland, von der Flucht Ludendorffs und greift danach der Geschichte voraus. Er deutet nur an, was er im letzten Band der Pentalogie („Neue Welt“) in den Mittelpunkt stellt: den Gipfel des Antisemitismus, des Menschenhasses und der Zerstörungslust: „Einige Jahre später kam er [Ludendorff] wieder, um, zusammen mit einem unbekanntem Gefreiten namens Adolf Hitler, einen Staatsstreich auszuführen, der Deutschlands Ehre, die von den Juden und Marxisten in den Dreck gezogen worden war, wieder herstellen sollte, aber misslang. Ludendorff war dann nicht mehr dabei, als sein Spiessgeselle einen neuen Versuch unternahm, der ihn auf die Höhe der Staatsmacht brachte. Dieser war es dann, unter dessen Führung die Herren Deutschlands wiederum den Griff nach der Weltherrschaft wagten, diesmal noch besser geplant und ausgeführt.“ (S. 595)

Mit dem Kapitel „Tod und Geburt“ lässt der Autor die „Feuerprobe“ ausklingen. Ironisch wird die Situation nach dem Krieg in Österreich geschildert, wo es keine Revolution gab, und die Sozialdemokraten „im Chaos der Verwaltung und inmitten einer zusammengebrochenen Wirtschaft“ die Regierung übernehmen

Leserbriefe

„Chanukka aktuell“

Liebe Leser,

als Kind wusste ich nichts von Chanukka. Ich bin im schwäbischen Pietismus aufgewachsen. Aber unser Grossvater hat seinen Enkeln die ganze Heilige Schrift vorgelesen, auch die apokryphen Makkabäer-Bücher. Dort wird die Geschichte, die den Hintergrund für das Chanukkafest bietet, erzählt.

So waren mir Mattathias, sein Sohn Judas und König Antiochus ein Begriff, als ich die Gegend um Modi'in, das Hügelland und die Wälder am Westabhang des jüdischen Berglandes kennenlernte. Besonders im Winter, wenn alles grün wird und blüht, bietet dieser Teil Israels wunderbare Wanderungen. Die Höhlen, in denen sich Makkabäer, Zeloten und die Kämpfer Bar Kochbas versteckten, verlocken zu abenteuerlichen Expeditionen.

Eine Geschichte aus dem siebten Kapitel des zweiten Makkabäer-Buchs hat mich besonders beeindruckt: Weil sie an der Torah festhalten, foltert der heidnische Tyrann eine Mutter und ihre sieben Söhne grausam zu Tode. Erst im Rückblick wurde mir klar, dass Grossvater uns abends vorgelesen hat, was ich selbst niemals als Gute-Nacht-Geschichte empfehlen würde.

Nachhaltig geprägt hat mich aber, wie diese Menschen die eigene Schuld gegenüber ihrem G'tt sehen, dem sie nichts als Erbarmen und Gnade zutrauen. Sie glauben aus tiefstem Herzen, dass G'tt sein Volk niemals im Stich lassen wird. Und dann ist da die Gewissheit, dass mit dem Tod nicht alles aus ist. Vielmehr wird G'tt sie wieder auferwecken. Die Auferstehungshoffnung gab diesen Menschen Kraft, das Wort G'ttes höher zu achten als ihr eigenes Leben.

Heute begegnen mir wieder Menschen, die sehr ähnlich gestrickt sind. Sie sind fest überzeugt, dass G'tt sie nach zwei Tausend Jahren aus aller Welt ins Land Israel zurückführt. Sie leben in umstrittenen Siedlungen, im Ostjersalemer Viertel Silwan, das noch vor hundert Jahren ein jüdisches Dorf war, und mahnen ihr Recht an, auf dem Tempelberg beten zu dürfen. Allen Verleumdungen zum Trotz ist Tatsache, dass sie weder Muslime noch Christen an der freien Ausübung ihres Glaubens hindern wollen. Rabbi Jehuda Glick fordert lediglich Gleichberechtigung. Dafür wurde er am Abend des 29. Oktober von einem Attentäter durch vier Schüsse schwer verletzt. Glick wurde nicht müde, zu betonen, dass der Tempelberg als „Bethaus für alle Völker“ gedacht sei, nicht als exklusives Heiligtum einer Religion. Allerdings scheint, wie schon zur Makkabäer-Zeit, allein die Existenz von torahtreuen Juden die Botschaft zu verbreiten, dass es der G'tt Israels ist, vor dem sich einmal alle Menschen zu verantworten haben. Und das ist einer Welt, die den Menschen zum letztgültigen Massstab erhoben hat, ein Dorn im Auge, ein Pfahl im Fleisch.

Der Zeitgeist erklärt einen Schöpfer für genauso undenkbar wie die Möglichkeit, dass sich alle einmal vor einem Richter zu verantworten haben. Und er sucht die Lehre, dass jeder nach eigener Fassung selig zu werden habe und den damit verbundenen Libertinismus, mit intoleranter Härte durchzusetzen. Deshalb ist es Brandstiftung wenn Juden das fordern, was in einer Welt, die Toleranz zum Dogma erhoben hat, als Religionsfreiheit eigentlich selbstverständlich sein sollte.

Wer Chanukka versteht, versteht einen entscheidenden Aspekt des modernen Staates Israel besser.

Mit herzlichem Schalom grüsst Sie aus Jerusalem,

Ihr Johannes Gerloff

Sehr geehrter Herr Mermertas,
sehr geehrte Damen und Herren,

mit grossem Interesse habe ich Ihre Kulturzeitschrift wahrgenommen als ich für Chanukka recherchierte. Ich selbst bin evangelisch-lutherische Theologin und arbeite seit 2 ½ Monaten als Pastorin in NYC.

Welch informative und interessante Texte! Auch wenn ich nicht Ihrer Glaubensgemeinschaft angehöre, so hat es mich schon immer interessiert. Daher meinen herzlichen Dank.

Herzliche Grüsse aus NYC

Miriam Gross

Richtigstellung:

Benjamin Murrelsteins Sohn Herr Dr. Wolf Murrelstein begehrt folgende Richtigstellungen zu den Beiträgen: Tina Walzer, Benjamin Murrelstein, Der Letzte der Ungerechten. Claude Lanzmanns filmisches Portrait zwischen Kunstwerk und Zeitzeugnis, In: DAVID Heft 102, September 2014, sowie Alfred Gerstl, Täuschung und Vernichtung in Theresienstadt. Rezension des Buches von Wolfgang Benz, Theresienstadt, Eine Geschichte von Täuschung und Vernichtung, In: DAVID, Heft 101, Juni 2014.

Dr. Wolf Murrelstein, Ladispoli, RM., 28.9.2014
Betr. Richtigstellung gemaess Presserecht zum Artikel: Benjamin Murrelstein, Der Letzte der Ungerechten, T. Walzer, DAVID 102 S.22

Der Anfang „...organisierte fuer Adolf Eichmann die Deportationen aus Wien“ entspricht nicht den bekannten Tatsachen und ist daher eine Verletzung fuer Ehre und Andenken meines Vaters. Tatsaechlich leitete Benjamin Murrelstein die AUSWANDERUNGSABTEILUNG der IKG welche von 1938 bis 1941 mehr als 120.000 Auswanderungsaeflle erfolgreich bearbeitete. Circa zwei Drittel der Wiener Juden konnte so auswandern. Mann musste daher bei den zustaendigen Beamten, erst Eichmann und dann Rolf Guenther und Alois Brunner, staendig vorsprechen.

Betreffend die Deportationen von 1941 an: Die Listen wurden von der Zentralstelle erstellt. Die IKG musste aber den ungluecklichen Menschen beistehen und diese Beistand musste eben organisiert und beaufsichtigt werden. In Theresienstadt organisierte Benjamin Murrelstein die bekanntesten Stadtverschoenierungen. Bei der Besichtigung vom 5. Maerz 1945 war Eichmann sehr zufrieden und sagte „So wie das Ghetto jetzt ist kann es gezeigt werden.“ So folgte der Besuch vom Internationale Roten Kreuz am 5. April 1945 und die Uebergabe am 5. Mai 1945. Die Rote Armee kam erst nach drei Tagen!

In der Rezension im DAVID 101 S. 36 meint Herr Alfred Gerstl dass „besonders umstritten war der letzte Judenaelteste Benjamin Murrelstein. Auf Wunsch kann ich die Kopie des Schreibens von Leo Baeck vom 6. Mai 1945 wo er Benjamin Murrelstein seine und des Aeltestenrats Dank fuer die geleistete Arbeit auspricht.“

Zur Schadensbegrenzung wird Kopie dieses Schreibens an interessierte Persoenlichkeiten, Medien und Institutionen zugesendet.

Hochachtungsvoll, Wolf Murrelstein

Die Redaktion beehrt sich mitzuteilen, dass bedauerlicherweise keine Veröffentlichung des Beitrages mit dem JBBZ zustande kam.

mit meiner Mutter“¹³, resümierte von Motesiczky hochbetagt. Eine gewöhnliche Erziehung habe sie jedoch nie genossen. „Ich hab` eigentlich ein bisschen meinen Vater ersetzt.“ Der frühe Tod des Vaters, Marie-Louise war knapp drei Jahre alt, und später dann, 1943, die Ermordung des geliebten, älteren Bruders Karl durch die Nazis, schweissten Mutter und Tochter sichtlich zusammen. Bereits 1938, einen Tag nach der Annexion Österreichs, flohen sie gemeinsam über die Schweiz in die Niederlande, 1939 nach London, schliesslich nach Amersham und Hampstead. Sie verloren das Gros ihres Vermögens, waren gleichwohl zu keiner Zeit mittellos. Die Mutterportraits entstanden initial aus nacktem Pragmatismus: Marie-Louise fehlten Modelle. Henriette aber liess sich geduldig portraituren, genoss die damit verbundene Gesellschaft. Das bisweilen überzogen realistische Ergebnis liebte sie oft weniger – wie manch anderer, demaskierend Portraitureter übrigens auch: Baron Philippe de Rothschild weigerte sich schlicht, sein Portrait anzunehmen.¹⁴ Als Henriette zum Pflegefall wurde, avancierten die Bildnisse für Marie-Louise zur Therapie: So sehr sie die Stärke der Mutter schätzte, „tapfer wie ein Soldat. Keine Klage nie“¹⁵, so sehr litt sie als Tochter unter der Situation: „ich geh` zugrund“, gestand sie, „ich kann nicht mehr aus dem Haus.“ Die Mutterportraits aber lenkten sie ab: „Ich hab` mich am Leben erhalten damit“¹⁶.

„Du gibst mir etwas, was ich nicht habe“: Elias Canetti

Drei „Hauptgötter“¹⁷ besässe sie, scherzte von Motesiczky: Ihre Mutter, Beckmann und Elias Canetti. Seit 1939 miteinander bekannt, blieb der Schriftsteller über fünf Jahrzehnte ihr Förderer: „Jedes Bild, das Du noch malst, wird in die Geschichte der Malerei eingehen“¹⁸. Und ihr heimlicher Geliebter: „Du gibst mir etwas, was ich nicht habe und ohne das ich nicht leben könnte“¹⁹, gestand er ihr. Dass von Motesiczky ihn trotzdem als „persönliche Katastrophe“ bilanzierte²⁰, scheint verständlich: Canetti war verheiratet, unterhielt nebenher weitere Liaisons, ignorierte von Motesiczkys Briefe oft monatelang, verschwieg ihr seine zweite Heirat, die Geburt der Tochter. Umgekehrt war er schon eifersüchtig, wenn von Motesiczky auch nur einen Handwerker avisierte. Es mag ihren beträchtlichen intellektuellen Minderwertigkeitsgefühlen²¹ geschuldet sein, dass sie dennoch bei ihm blieb: Der spätere Literaturnobelpreisträger schien diese brillant zu kompensieren, ebenso ihre Trauer über die Dekaden lange Missachtung als Künstlerin. Als von Motesiczkys Œuvre 1985 endlich gebührend gefeiert wurde, gratulierte Canetti: „Es ist einfach wunderbar ... Jetzt sind die Bilder da und werden nie mehr verschwinden“²². Hoffentlich.

1 Zit. n. Marie-Louise von Motesiczky (nachfolgend: MLvM): *Es ist eigentlich ein Märchen*. S. 174. In: *Menschenbilder*. Hg. Von H. Gaisbauer und H. Janisch. Wien 1992, S. 169-175

2 Zuletzt: Adler, Jeremy / Sander, Birgit (Hgn.): *MLvM*. 1906-1996. AK, München et al. 2006 - *MLvM*. AK, Wien 1994 - Lloyd, Jill: *The Undiscovered Expressionist. A Life of MLvM*. Yale University Press, New Haven 2007 - Schlenker, Ines: *MLvM 1906-1996: A catalogue raisonné of the paintings with a selection of drawings*. New York 2009 - dies. / Wachinger, Christian (Hg.): *Liebhaber ohne Adresse. Briefwechsel 1942-1992*. München 2011 - *Nachlass: MLvM Charitable Trust*. <http://www.motesiczky.org> (abgerufen 06.08.2014)

3 *MLvM*, 1992, S. 175

4 *MLvM*: *Etwas über mich*. S. 13. In: *MLvM*, 1994, S. 13-16

5 *ebd.*, S. 13

6 *ebd.*, S. 14

7 *MLvM*: *Max Beckmann als Lehrer*. AK, 1964, o.S. In: *Max Beckmann, Bildnisse aus den Jahren 1905-1950*. München 1964

8 *MLvM*, 2006, S. 113

9 *MLvM*, 1964

10 *Spiel, Hilde*: *Die Malerin Marie-Louise Motesiczky*. In: *FAZ*, 19.05.1966

11 Vgl. u.a. *„Beckmanns Bann: Zum Tode von Marie-Louise von Motesiczky*. In: *FAZ*, 14.06.1996

12 *MLvM*, 1994, S. 7-8

13 *MLvM*, 1992, S. 172

14 *MLvM*, 2006, S. 242

15 zit. n. Schlenker, 2008, S. 71

16 *MLvM*, 1992, S. 172

17 *MLvM*, 2011, S. 371

18 *MLvM*, 2011, S. 367

19 *MLvM*, 2011, S. 123

20 *MLvM*, 2011, S. 371

21 *MLvM*, 1994, S. 13: *„Mit dreizehn verliess ich die Schule (ein Fehler).“*

22 *MLvM*, 2011, S. 342

Die Wirtschaftskammer Österreich wünscht der Jüdischen Gemeinde in Österreich ein friedliches Chanukka-Fest.



in Prag eine erste Blüte. Sein Hauptwerk ist die bisher unersetzte „Geschichte der indischen Litteratur“ in drei Bänden, in denen er die vedische Literatur, Epen und Puranas, buddhistische und Jaina-Texte sowie Lyrik und Wissenschaft behandelte. Die



Ansichtskarte von Sigmundsherberg vor 1914; links die Winternitz'sche Gemischtenwarenhandlung. Mit freundlicher Genehmigung Sammlung Erich Rabl, Horn.

Winternitz-Biographen Margot und Martin Kraatz bewerten das so: „Die Geschichte der indischen Litteratur ist noch immer eines der wichtigsten Hilfsmittel für den Lernenden und für den Lehrenden, sie ist in dieser Form bisher nicht übertroffen worden.“ Sein wissenschaftliches Œuvre, auch philosophische, volkskundliche und religionswissenschaftliche Forschungen, umfasste für den Zeitraum 1884 bis 1937 453 Arbeiten, eine weitere Arbeit wurde 1940 in Indien gedruckt, eine Reihe seiner Schriften wurde nach 1945 neu aufgelegt.

Winternitz war mit Albert Einstein, der 1911-1912 drei Semester an der Deutschen Universität in Prag unterrichtete, und mit dem indischen Nobelpreisträger Rabindranath Tagore befreundet. Im Juni 1921 hielt Tagore auf Einladung von Winternitz einen Vortrag in Prag, 1922/1923 unterrichtete Winternitz an der Tagore-Universität in Shantiniketan. Das gesamte Wirken von Moriz Winternitz war getragen von den Gedanken der Humanität und Völkerverständigung, er unterscheidet sich damit deutlich von den diktatorischen und menschenverachtenden Ideologien, die in den 1930er Jahren die Oberhand gewannen.

Literaturhinweise

Debabrata Chakrabarti, Rabindranath Tagore und Moriz Winternitz. In: Hamidul Khan (Hg.), *Universalgenie Rabindranath Tagore. Eine Annäherung an bengalische Dichtung, Philosophie und Kultur* (Frankfurt am Main 2012) S. 105-111.

Margot und Martin Kraatz, Carl Cappeller, Moriz Winternitz und Theodor Zachariae (= *Indologica Marburgensia II*, München 2010).

Erich Rabl, Die Waldviertler Wurzeln des Indologen und Ethnologen Moriz Winternitz (1863–1937). In: *Das Waldviertel* 61 (2012) S. 249-265.

LINNERTH

Exklusive Herrenmode

wünscht allen Kunden, Freunden und Bekannten ein schönes und friedvolles Chanukkafest.

Am Lugeck 1-2

1010 Wien

Tel.: +43 1 513 83 18,

Fax: +43 1 513 83 18-10

office@linnerth.com, www.linnerth.com



LABg u. GR Franz Ekkamp

Bezirksparteivorsitzender der SPÖ Döbling

wünscht allen Leserinnen und Lesern und der jüdischen Gemeinde in Österreich ein friedvolles Chanukkafest.

Ass. Univ. Professor Dr. Michael Mick



Facharzt für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde
Implantologische Kieferchirurgie
und Ästhetisch-Restaurative Zahnheilkunde

A-1040 Wien, Schleifmühlgasse 7/8

Tel.: 01/587 43 08

Fax: 01/587 21 65 19

e-mail: dr.m.mick@magnet.at

wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID ein friedliches Chanukkafest!

Rakete bleiben jedoch nur ca. fünfzehn Sekunden, um sich in Sicherheit zu bringen.

„Landwirtschaft in der Wüste“ wurde am dritten Tag bei einem Tagesausflug in die Negev Wüste thematisiert. Wir begannen unsere Exkursion mit einem Besuch bei einem biologischen Einzelhof, Ashba Farm, mitten in der Wüste. Der 75-jährige Besitzer Shlomo führte uns durch seine Olivenplantagen und erklärte uns, dass das Shmitta-Jahr (ein Shabbat Jahr, das alle sieben Jahre gehalten wird) bereits angefangen habe. „Und sechs Jahre besäe dein Feld und sammle seinen Ertrag ein. Aber im siebten lass es ruhen und brachliegen, damit die Armen deines Volkes essen mögen, und was sie übrig lassen, mögen die Tiere des Feldes essen, und so mache es mit deinem Weinberg und deinem Olivenhain.“ (Exodus 23:10–11). Schmitta ist so komplex wie auch faszinierend, obwohl es auf den ersten Blick sehr unkompliziert scheint.

Bei einer Verkostung des biologischen Weines erzählte uns Shlomo, dass er ein Einwohner Gush Katifs, ein Block von sechzehn jüdischen Siedlungen im Süden des Gazastreifens, gewesen war. Im Rahmen des Rückzugs Israels aus dem Gazastreifen (Land for Peace) wurden die Siedlungen im August 2005 vollständig geräumt und an die Palästinenser übergeben. So musste er mit 66 Jahren von vorne beginnen und hatte bis zum heutigen Tag keine Vergütung für sein verlorenes Hab und Gut empfangen. Besonders schmerzte es ihn, dass noch immer kein Frieden in Sicht war.

Die Fahrt ging über Revivim, einen Kibbutz, das vor ca. 70 Jahren, noch vor der Staatsgründung, gegründet worden war. Revivim liegt mitten in der Wüste Negev und weist durchschnittlich 75 Millimetern Niederschlag pro Jahr aus. Obwohl der Regen ausblieb, haben die israelischen Siedler die Wüste bezwungen – dank ausgeklügelter Bewässerungssysteme, bei denen sogar Brack- und Salzwasser genutzt wird. Gegen Abend waren wir im Kibbutz Sde Boker. Dieser Kibbutz wurde am 15. Mai 1952 von ehemaligen Soldaten gegründet. Ben Gurion trat im Folgejahr in den Kibbutz ein, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte. Hinter Ben Gurions Entscheidung, sich dem Wüstenkibbutz anzuschließen, stand der zionistische Traum, „die Wüste zum Blühen“ zu bringen. Vor allem nach der israelischen Staatsgründung im Mai 1948 entstand eine ganze Reihe solcher Siedlungen, durch die die Wüste gezielt landwirtschaftlich nutzbar gemacht werden sollte. Nach wenigen Monaten ging Ben Gurion jedoch zunächst wieder in die Politik und zog sich erst 1963 endgültig nach Sde Boker zurück, wo er 1973 starb und begraben wurde.

Während der letzten drei Tage in Jerusalem besuchten wir die Mitglieder des „Club des Zentralrats der Juden

aus Österreich in Israel“, plauderten beim Kaffee, sangen, tanzten einige Hora-Schritte mit ihnen und hatten alles in allem einen überaus schönen Nachmittag. Weiters halfen wir einen halben Tag lang in der humanitären Küche von Hineni Jerusalem mit. Wir verpackten warme Mahlzeiten für verarmte, meist alte Menschen

zum Mitnehmen, machten Sandwiches für Schulkinder aus bedürftigen Familien und servierten im Hineni-Restaurant Essen für Menschen, die vom Sozialdienst zugewiesen worden waren. Beim Anblick dieser Not waren wir tief dankbar, einen kleinen Beitrag geleistet zu haben. Mit einer Führung durch die Hurva Synagoge, einem Besuch am Tempel Institut, einem Rundgang im Westmauertunnel und einem Besuch in der grossen Synagoge zu Shabbat endete unsere kurze, aber

sehr beeindruckende Reise.

Fotos: Christen an der Seite Israels - Österreich
Weitere Infos zu Projekten und Aktivitäten auf www.israelaktuell.at



Bei unserem Musik- und Begegnungsnachmittag im Anita Miller Cohen Heim wird gesungen und getanzt.

CHRISTEN AN DER SEITE
ISRAELS
ÖSTERREICH

Marie-Louise Weissenböck
Vorsitzende

wünscht im Namen des Vereins Christen an der Seite Israels – Österreich allen jüdischen BürgerInnen ein friedvolles Chanukkafest!

Michael und Dr. Elizabeth FRIEDMANN und Familie

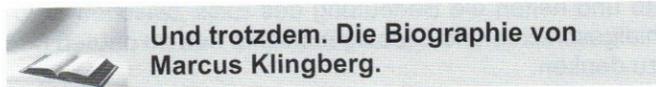
wünschen allen ihren Freunden und Bekannten ein schönes Chanukkafest!

Argumentation: Solange auf dem Tempelberg keine archäologischen Beweise für die Existenz eines jüdischen Tempels gefunden werden, können die Muftis behaupten, es habe ihn nie gegeben. Ihnen zufolge ist der Tempel eine moderne jüdische Erfindung, die das Ziel habe, den Tempelberg dem Islam zu entreissen. Über Jahrhunderte hinweg bis zum Sechstage-Krieg – als Israel die Jerusalemer Altstadt einschliesslich dem ehemaligen Tempelgebiet einnahm – war die Geschichte des jüdischen Tempels ein fest verankertes und unbestrittenes Motiv auch in der muslimisch-arabischen Literatur. Ebenso identifizieren klassische arabische Quellen die Stelle, an der die al-Akza-Moschee (sic!) steht, als den Ort, an dem sich Salomos Tempel erhob. Selbst im 20. Jahrhundert schrieb der palästinensische Historiker Araf al-Araf, der Ort des Haram al-Sharif sei derjenige des Berges Morija, der im Buch Genesis genannt wird. Hier war die Tenne von Arauna, dem Jebusiter, die von David gekauft wurde, um dort im Jahr 1007 v.d.Z. (sic!) den Tempel zu bauen. Er fügt hinzu, die Überreste des Komplexes unter der al-Akza-Moschee datierten aus der Zeit Salomos. Diese Aussagen wurden zu einer Zeit geschrieben, als die Altstadt von Jerusalem von Jordanien besetzt gewesen war. In neueren arabischen Schulbüchern, die seit 1967 verfasst wurden, sind solche Aussagen kaum mehr zu finden. Der saudiarabische Historiker Mohammed Hassen Sharab behauptet, Salomos Tempel habe an der Stelle gestanden, an der sich heute die David-Zitadelle befindet. Eine Fatwa auf der Webseite des Waqf in Jerusalem besagt, Salomo und Herodes hätten den Tempel nicht gebaut, sondern lediglich seine frühere Konstruktion aus Adams Zeit renoviert. Scheich Ikrama Sabri schreibt den Bau der heiligen Moschee in Mekka und des al-Akza-Komplexes nämlich ebenfalls Adam zu, die Erneuerung der Kaaba Abraham und die Renovierung von al-Akza Salomo. Auch der bereits zitierte Mohammed Hassen Sharab behauptet, al-Akza sei von Adam erbaut worden. Gemäss der Behauptung eines weiteren saudiarabischen Historikers hat die al-Akza-Moschee bereits vor Jesus und Moses existiert. Eine andere Überlieferung, die gerne von heutigen muslimischen Autoren zitiert wird, schreibt den Bau von al-Akza Abraham zu. Diese Überlieferung besagt auch, Abraham habe al-Akza vierzig Jahre nach dem Bau der Kaaba, die er gemeinsam mit seinem Sohn Ismael errichtete, gebaut. Gemäss ranghohen Offiziellen des Waqf in Jerusalem sei es undenkbar, dass eine archäologische Ausgrabung an dieser heiligen Stelle jemals erlaubt werden würde. Bis zum Jahr 2006 blieb der Tempelberg weitgehend unerforscht. Der israelische Archäologe Professor Gabriel Barkay ist daher besonders stolz, bereits mehr als 1000 Kleinfunde aus dem Herzen des Berges Morija entdeckt zu haben. Seit dem Ende der 1990er Jahre begann der Waqf mit seinen grossen Bauprojekten im Inneren des Tempelbergs. Im Verlauf nur weniger Monate öffnete der Waqf ungefähr 50 leere Räume im Berg und entfernte deren Inhalt. 1999 entstand in Gewölben, die einst Herodes und später die Kreuzritter ausgebaut hatten, die grösste unterirdische Moschee

der Muslime im Land. Gleichzeitig nutzte der Waqf die Erlaubnis, einen Notausgang für die Moschee zu bauen, um umfassende Bauarbeiten vor Ort auszuführen. In die Südostecke des Bergs wurde ein heute zwölf Meter tiefes Loch getrieben. Der Waqf liess tausende Lastwagenladungen archäologisch wertvollen Gerölls auf Müllkippen in Ostjerusalem deponieren. Dabei zerstörte er alte, auch islamische Bauten und verursachte irreparablen wissenschaftlichen Schaden. Der Notausgang wurde zum heutigen Haupteingang der al-Marwani-Moschee. Er ist gepflastert mit Jahrtausende alten Pflastersteinen, die neu zugeschnitten wurden. Mitarbeitern der israelischen Archäologiebehörde wurde der Zugang zu den Arbeiten verweigert. Diese Zerstörung war Barkay nicht bereit, einfach so hinzunehmen. Nur einen Kilometer entfernt vom Tempelberg stehen Freiwillige im Emek-Zurim-Park und durchsieben Erde, die der Waqf als Bauschutt in die Wadis vor der Altstadt Jerusalem kippte. Auf diese Art versucht Barkay, aus dem Geröll archäologische Informationen zu retten, allerdings kann er dabei nur Kleinfunde, die in der Regel kaum grösser als fünf Zentimeter sind, machen. 35 Prozent der Funde lassen sich gemäss Barkay in die Zeit des Ersten Tempels zurückdatieren. Der älteste Fund ist die Plombe eines Geldbeutels, auf dem noch der Familienname des Eigentümers erkennbar ist. Im September 2006 fischte Barkay aus dem Geröll ein Siegel aus der Zeit des Ersten Tempels. Der weniger als einen Zentimeter grosse Gegenstand mit hebräischen Lettern könnte sehr wohl ein Indiz dafür sein, dass der Erste Tempel des Volkes Israel einst tatsächlich an dieser Stelle gestanden hat. Das historische Siegel besteht aus gebranntem Ton und ist mit drei Zeilen Schrift versehen. Vermutlich wurde dieses Siegel ursprünglich für offizielle Dokumente und Briefe verwendet. Und dieses Siegel ist nicht das einzige, das gefunden wurde. Im Jahr 2008 fanden Archäologen das Siegel Gedaljas. Er war nicht nur der Name eines Beraters von König Zedekja, der vor 2600 Jahren über das Südreich Juda herrschte (597—586 v.d.Z.), er wird auch beim Propheten Jeremia im ersten Vers von Kapitel 38 genannt. Bereits 1982 war der israelische Archäologe Yigal Shiloh ganz in der Nähe der späteren Funde auf ein Lager mit mehreren Bullen bzw. Siegeln gestossen. Dort fand sich auch das Siegel des Gemarja. Er war während der Herrschaft von König Jojakim (608—597 v.d.Z.) als Schreiber tätig, und auch er kommt in der Hebräischen Bibel vor. Scherben von Tongefässen mit Brandspuren erzählen die Geschichte der Zerstörung des Zweiten Tempels durch die Römer im Jahr 70 d.Z. Funde aus jüngerer Zeit wie Kreuzfahrermedaillons, Münzen aus der Regierungszeit von König Balduin V., islamische Münzen und unzählige Schmuckstücke spiegeln die Kämpfe um die Vorherrschaft in Jerusalem wider. Schon allein diese Kleinfunde beweisen die jüdische Präsenz auf dem Tempelberg seit König Salomos Zeit. Sie widerlegen die Behauptungen arabischer Historiker, die die Existenz der beiden Tempel leugnen. Nicht umsonst beschwört jede Generation von Juden in der Diaspora: „Sollt ich dich vergessen, Yeruschalayim...!“

dieser Gebäude. Aufgrund von Bauplänen und baupolizeilichen Akten konnten jene Synagogen wieder sichtbar gemacht werden, von denen es kein Bildmaterial gibt; das betrifft vor allem auch die Innenräume, von denen a priori kaum photographisches Bildmaterial existiert. Wir haben uns bemüht, die Ergebnisse dieser Rekonstruktionen in unserer Zeitschrift wiederzugeben, die dann 2009 zusammenfassend in dem Buch *Die zerstörten Synagogen Wiens* veröffentlicht wurden. Nicht zu vergessen sind die biographischen Angaben zu den heute schon fast vergessenen Architekten, zu denen unsere langjährige Mitarbeiterin Ursula Prokop die wichtigsten Beiträge geliefert hatte. Alle diese Erkenntnisse wurden berücksichtigt, so dass dem interessierten Leser ein dem heutigen Wissenstand entsprechender Überblick zu diesem Thema angeboten wird. Wie schon bei der Erstauflage ist auch hier dem architektonischen Teil ein kurzer, aber präziser Abriss der Geschichte der Juden in Wien vorangestellt, um dem Leser einen besseren Einblick in das geschichtliche Umfeld zu ermöglichen. Besonders hingewiesen sei auf die schönen Farbtafeln. Die 98 Schwarz-Weiss-Abbildungen sind gut positioniert und illustrieren den Text, ohne umständlich nachblättern zu müssen.

Ilan Beresin



Und trotzdem. Die Biographie von Marcus Klingberg.

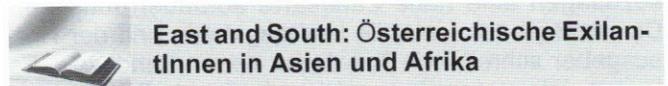
Marcus Klingberg und Michael Sford: Der letzte Spion. Autobiographie
Münster/Berlin: Prospero Verlag 2014
Aus dem Hebräischen von Wiebke Ehrenstein
613 Seiten, kartoniert, Paperback, Euro 19,60 (A)/
Euro 19,00 (D)
ISBN 978-3-941688-14-8

Es fällt schwer, auf den wenigen Zeilen einer Rezension ein ganzes Leben zu erfassen. Ein Lebensweg, der in Warschau beginnt, wo Abraham Marcus („Marek“) Klingberg am 7. Oktober 1918 in eine orthodoxe jüdische Familie geboren wird. Als junger Medizinstudent flieht er während des Zweiten Weltkriegs nach Minsk, beendet dort das Studium und dient als Arzt in der Roten Armee. Nach Kriegsende erhält er die traurige Gewissheit über das Schicksal seiner in Polen verbliebenen Familie: Die Eltern und der Bruder wurden 1942 in Treblinka ermordet. Marcus Klingberg emigriert mit seiner Frau Wanda Jasinska zunächst nach Schweden – wo Tochter Sylvia auf die Welt kommt – und später nach Israel. Dort startet er eine steile wissenschaftliche Karriere, wird Epidemiologe von Weltrang und stellvertretender Direktor des Israel Institute for Biological Research in Ness Ziona, wo Forschungen zu Israels Bio- und Chemiewaffenprogrammen stattfinden. Ab 1969 ist er als Professor für Epidemiologie an der Medizinischen Fakultät der Universität Tel Aviv tätig, wo er von 1978 bis 1983 als Vorstand der Abteilung für Präventiv- und Sozialmedizin fungiert. Bereits in den 1950-er Jahren beginnt Marcus Klingberg mit seiner Geheimdiensttätigkeit für den KGB. Im Jänner 1983 informieren ihn Agenten des israelischen Inlandsgeheimdienstes Schin Bet, dass er als Experte zu einem angeblichen Chemieunfall nach Singapur reisen müsse. Doch er wird in ein abgelegenes Apartment gebracht, wo es zu tagelangen Verhören kommt. In einem Prozess, der in Israel unter dem Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindet, wird er der Spionage für schuldig befunden und erhält dafür die Maximalstrafe von zwanzig Jahren. Gleich nach der

Verhaftung wird Tochter Sylvia aktiv und wendet sich – ohne ihre Eltern darüber zu informieren – an den Pariser Anwalt und Menschenrechtspezialisten Antoine Comte, der den Fall ohne Honorarforderungen übernimmt. Comte kontaktiert den DDR-Anwalt Wolfgang Vogel und Sylvia reist in die Sowjetunion, wo sie in Leningrad von Agenten verhört wird, die ihre Aussagen überprüfen wollen. In Israel versucht Staatsanwalt Amnon Zichroni einen Handel mit der Sowjetunion auszuarbeiten, in dessen Rahmen Klingberg 1988/1989 gegen den verschollenen israelischen Kampfpiloten Ron Arad ausgetauscht werden soll. Der Plan scheitert allerdings. Kopien von diversen Dokumenten im Anhang des Buches *Der letzte Spion* zeigen unter anderem, dass auch die Stasi und wiederum Wolfgang Vogel in den Plan involviert waren. 1997 fordert Amnesty International die Freilassung Marcus Klingbergs wegen gesundheitlicher Gründe und ein Jahr später wird er unter Hausarrest gestellt. Nach seiner Entlassung im Jänner 2003 zieht er zu seiner in Paris wohnenden Tochter Sylvia, wo er auch noch heute lebt. Bereits im Gefängnis notiert er erste autobiographische Aufzeichnungen und nach der Freilassung beginnt er die Zusammenarbeit mit dem israelischen Anwalt und Menschenrechtsaktivisten Michael Sford beim Verfassen der Lebenserinnerungen. Beim Lesen des Buchs fühlt man sich wie in eine Geschichte des grossartigen Autors John le Carré hineinversetzt, der in seinem Spionageroman *Tinker, Tailor, Soldier, Spy* schreibt: „There are moments which are made up of too much stuff for them to be lived at the time they occur.“ Diese Momente werden in der Autobiographie von Marcus Klingberg eingefangen.

Im Nachwort von *Der letzte Spion* beschreibt Marcus Klingbergs Enkel Ian Brossat seine persönlichen und berührenden Eindrücke über den Grossvater. Ian Brossat, Jahrgang 1980, ist als Vertreter der Kommunistischen Partei Frankreichs in der Pariser Stadtregierung aktiv, wo er seit März 2014 das Amt des Vizebürgermeisters für Wohnen und Notunterbringung innehat. Lange Jahre hindurch kannte er den Weg seines Grossvaters nur aus bruchstückhaften Erzählungen und erst durch die Autobiographie kann sich der Enkel ein genaueres Bild von seinem Leben machen: „Eine ungewöhnliche Geschichte, ein ungewöhnliches Schicksal, seltsam und exotisch in diesen Zeiten, in denen sich die Lehre des Nachgebens verstärkt und verschärft, in denen uns die Zeitungen und die Radiosender wieder und wieder belehren, dass wir uns von nun an von unseren Hoffnungen trennen müssen, dass so das Leben ist, dass der Horizont versperrt ist und Träume zum Scheitern verurteilt sind. Und trotzdem.“

Monika Kaczek



East and South: Österreichische Exilantinnen in Asien und Afrika

Margit Franz, Heimo Halbrainer (Hg.): Going East – Going South. Österreichisches Exil in Asien und Afrika.
Graz: CLIO 2014
Geb., 704 S., zahlreiche Illustrationen
Euro 39,00
ISBN: 978-3-902542-34-2

Das siebenhundert Seiten starke Buch *Going East – Going South. Österreichisches Exil in Asien und Afrika* führt erstmals ins Protektorat Britisch-Nord-Borneo, in die portugiesische Kolonie Angola, in die italienische



Jüdisches Leben in Bern

René Bloch/Jacques Picard [Hgg]: Wie über Wolken. Jüdische Lebens- und Denkwelten in der Stadt und Region Bern, 1200–2000.

Zürich: Chronos 2014.

527 Seiten, 69 Abbildungen, Euro 47,50

ISBN 978-3-0340-1219-5

Die Geschichte der kleinen, nur rund 340 Personen umfassenden jüdischen Gemeinde von Bern ist von weit mehr als nur lokalhistorischer Bedeutung. Dies zeigt der 25 Beiträge umfassende, überaus lesenswerte Sammelband „Wie über Wolken“, der die Baugeschichte der 1906 eingeweihten Synagoge ebenso beschreibt wie die Geschichte der Gemeinde seit dem 11. Jahrhundert und ihrer Vertreibung im 15. Jahrhundert. In der Einheitsgemeinde wirkten sowohl liberale als auch moderat orthodoxe Rabbiner wie Eugen J. Messinger, Roland Gradwohl und Marcel R. Marcus. Die Juden waren in Handel und Gewerbe tätig und gründeten unter anderem das Warenhaus Loeb, eine Schokoladenfabrik und ein Textilunternehmen.

Die Berner Hochschule zog zahlreiche jüdische Professoren und ostjüdische Studenten an. Die russisch-jüdische Philosophin Anna Tumarkin wurde 1898 als erste Frau habilitiert. Der erste jüdische Rektor der Hochschule war der Völkerpsychologe Moritz Lazarus.

Ab 1890 lebte einer der bedeutendsten Ideologen der osteuropäischen Arbeiterbewegung „Bund“, Vladimir Medem, in Bern; ein in dem Buch abgedruckter Auszug aus seiner Autobiographie „Die Berner Kolonie“ beschreibt diese Zeit. Aber auch berühmte jiddische Schriftsteller wie Shmuel Niger und David Einhorn lebten einige Jahre in Bern. Walter Benjamin und Gershom Scholem studierten während und nach dem Ersten Weltkrieg in der Stadt. Zu den jüdischen Intellektuellen, die es nach Bern zog, gehörten auch Micha Josef Berdyczewski, Chaim Zhitlowsky, Jakob Klatzkin und Yehezkel Kaufmann. Max Horkheimer, der in seinen letzten Lebensjahren in Montagnola lebte, ist am jüdischen Friedhof von Bern begraben. Ihm widmet Dan Diner die Betrachtung „Am Grab von Max Horkheimer“. Der berühmteste jüdische Gelehrte der Stadt aber war Albert Einstein; ihm sind zwei Museen gewidmet.

An der Universität gab es seit 1834 judaistische Lehraufträge. 2008 wurde eine Professur für Judaistik eingerichtet, die René Bloch innehat, der für den Überblick über die Judaistik im vorliegenden Band verantwortlich zeichnet.

Evelyn Adunka



Erinnerungen an verwehte Spuren.

Naama G. Magnus: Auf verwehten Spuren. Das jüdische Erbe im Burgenland. Teil 1: Nord- und Mittelburgenland. Unter Mitarbeit von Roman Neumeyer.

Wien: Verein zur Erhaltung und kulturellen Nutzung der Synagoge Kobersdorf 2013, 256 Seiten, 228 grösstenteils farbige Abbildungen, Euro 25

Die Geschichte des burgenländischen Judentums reicht bis ins 13. Jahrhundert zurück, wo erste urkundliche Nachweise bekannt sind. In den Jahren 1496, als Kaiser Maximilian I. Landjuden aus der Steiermark und Kärnten

vertrieb, und 1526, dem Zeitpunkt der Vertreibung von Juden aus Ödenburg und anderen ungarischen Städten, fanden viele Flüchtlinge Asyl im damals westungarischen Gebiet. Der stärkste Zuwachs an jüdischen Siedlungen war im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts nach der Ausweisung der Juden aus Wien, Niederösterreich und Oberösterreich zu verzeichnen. Unter dem Schutz mächtiger ungarischer Feudalherren, wie etwa den Esterházy, entstanden die sogenannten „Siebengemeinden“ (Hebräisch: Sheva Kehillot), zu denen die jüdischen Gemeinden von Frauenkirchen, Kittsee, Eisenstadt, Mattersdorf, Kobersdorf, Lackenbach und Deutschkreutz zählten. Bis 1938 konnten die Gemeinden eine eigenständige Kultur und Tradition entwickeln. In ihrer äusserst interessanten und informativen Publikation begibt sich Naama G. Magnus auf die Spurensuche nach dieser heute versunkenen jüdischen Welt. Im Buch, das die Ergebnisse des Forschungsprojekts „Bestandsaufnahme des jüdischen Erbes im Burgenland“ präsentiert, werden zehn Gemeinden vorgestellt: Kittsee, Gattendorf, Frauenkirchen, Eisenstadt, Mattersburg, Bad Sauerbrunn, Neudörfel, Kobersdorf, Lackenbach und Deutschkreutz. Durch intensive Archiv- und Feldforschung konnten eine Reihe neuer Erkenntnisse zur jüdischen Geschichte des Burgenlands gewonnen werden, die in der Publikation ihren Niederschlag finden. Die reiche Illustration der Publikation umfasst sowohl historische als auch aktuelle Fotos.

Monika Kaczek

Buchbestellung: Verein zur Erhaltung und kulturellen Nutzung der Synagoge Kobersdorf. Postadresse: Siebenbrunnengasse 30/2, 1050 Wien, Tel: 0664/9945545. Euro 25, zuzüglich Versandkosten



In der Wüste. Ein Blick in eine unbekannte Welt

Chaim Noll: Die Synagoge. Roman.

Berlin, Verbrecher Verlag 2014.

447 Seiten, 29 Euro.

ISBN 978-3-943167-77-1

Zwar erklärt der Verfasser gleich am Anfang, sämtliche Figuren und die Handlung seien frei erfunden, Ähnlichkeiten nicht beabsichtigt. Und doch. Und doch fragt man sich, ob nicht ein Paar zumindest, Abi und Livia, beide ursprünglich aus Deutschland, ein Spiegel des Verfassers und seiner Frau sind, der eine im Roman ein wissenschaftlicher Autor, die Frau Malerin, genau wie Nolls Frau im wahren Leben. Sie sind aber nicht das einzige Paar, das diesen Ort mitten in der Wüste bewohnt, auch nicht die einzigen, die aus dem Ausland kamen. Israel mit seinen vielfältigen Bewohnern begegnet im Ort. Paul Drabkin aus England mit seiner jungen Frau Denise aus Belgien, die beiden Brüder Holly und Adam, der eine ein Rebell, der zweite der buchstäblich typische Sabra, der brav Schule und Militärdienst absolviert und Hollys Freundin Yael übernimmt, die sich von seinem Bruder erdrückt fühlt. Shulamit aus einer guten Familie, aus Marokko, und Sally und Bella Benvenuti sind sowohl religiös als auch orientalischer Abstammung. Es gibt auch die typisch russischen Zuwanderer wie Doktor Danilovitch sowie Dozenten und Studenten an mehreren Instituten für Solar- und Wüstenforschung.

Und dann gibt es noch diese Synagoge, wunderschön, ein Geschenk eines Ehepaars, das damit eine Schuld gut



Ein pragmatischer Idealist: Leben und Wirken von Robert Danneberg

Roland Pacher: Robert Danneberg. Eine politische Biografie.

Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2014

406 Seiten, Euro 69,95 (D)

ISBN 978-3-631-62786-0

Robert Danneberg (1885–1942) zählt zu jenen Persönlichkeiten, die die sozialdemokratische Politik entscheidend mitgestaltet haben und dennoch in der Erinnerungskultur nicht den ihnen gebührenden Platz einnehmen. Umso verdienstvoller ist die Arbeit Roland Pachers, dem – neben Leon Kane („Robert Danneberg. Ein pragmatischer Idealist“ von 1980) – die bislang umfangreichste Auseinandersetzung mit Leben und Werk dieses aussergewöhnlichen Menschen zu verdanken ist. Über seine Herkunftsfamilie hat sich Robert Danneberg nie öffentlich geäußert. Sein Vater besass ein Annoncenbüro und war Herausgeber einer als anrühlich geltenden Zeitung – ein Umstand, den seine politischen Gegner gelegentlich polemisch aufgriffen. Bereits als Schüler des Wiener Akademischen Gymnasiums, dem die Mitgliedschaft in einer politischen Gruppierung noch verwehrt war, sympathisierte er mit der Arbeiterjugendbewegung. Danneberg studierte Rechtswissenschaften und engagierte sich für die sozialdemokratische Bewegung. Er eignete sich ein solides Grundwissen in sozialistischer Theorie an und trat schon als 18-Jähriger in Korrespondenz mit Karl Kautsky. Sehr rasch wurden ihm verantwortungsvolle Funktionen übertragen: 1907 avancierte er zum leitenden Redakteur der Zeitschrift „Der jugendliche Arbeiter“; ein Jahr später übernahm er das Sekretariat der sozialistischen Jugendinternationale, wurde Sekretär der neu geschaffenen „Zentralstelle für Bildungswesen“ und Herausgeber der Zeitschrift „Bildungsarbeit“. Wegen seiner jüdischen Herkunft wurde er immer wieder heftig angegriffen – ungeachtet der Tatsache, dass er 1909 die jüdische Religionsgemeinschaft verlassen hatte. Wie für viele Sozialdemokraten jüdischer Abkunft bedeutete auch für ihn die Arbeiterbewegung die zentrale Hoffnung auf endgültige Emanzipation. Nur wenige Jahrzehnte später wurde Robert Danneberg vom mörderischen Rassenwahn der Nationalsozialisten und damit von seiner eigenen Geschichte eingeholt.

Als Bildungsfunktionär verfasste Danneberg eine Vielzahl von Broschüren, und er zählte zu den gefragtesten Referenten, obwohl sein Stil sachlich und nüchtern war. Vor dem Ersten Weltkrieg machte er sich vor allem für die Forcierung der sozialistischen Erziehungs- und Bildungsarbeit stark, die hinter dem Organisationswachstum der Arbeiterbewegung nicht zurückbleiben dürfe.

Angesichts des Kriegsausbruchs blieb er immun gegenüber allen Formen von Kriegsbegeisterung. Sein publizistisches Engagement gegen den Krieg blieb nicht unbeantwortet, vor allem Engelbert Pernerstorfer trat in diesem Zusammenhang unruhlich hervor, als in einem

ordneter und Parteisekretär – entfaltete er eine rastlose Tätigkeit, die ihn bis zum Ende dieser politischen Phase begleitete. Als kompetenter Jurist wirkte er beispielsweise an der österreichischen Bundesverfassung, an der Wiener Stadtverfassung und am sogenannten Trennungsgesetz mit, das Wien von Niederösterreich löste und damit die Rahmenbedingungen schuf, die das gewaltige kommunalpolitische Reformwerk eines „Roten Wien“ ermöglichten.

Als legendär galt auch Dannebergs Verhandlungsgeschick im Zusammenhang etwa mit der Einführung der Wohnbausteuer, Mieterschutz und Mietrechtsgesetzgebung. Der Zusammenbruch der Centralbank und der Postsparkassenskandal offenbarten ein Mass an politischer Korruption, das Robert Danneberg 1926 in einem parlamentarischen Untersuchungsausschuss aufdeckte. Als auf Druck der rechtsextremen Heimwehren eine massive Stärkung der Exekutivgewalten zu Lasten des Parlaments erzielt werden sollte, gelang es Danneberg, einen Kompromiss auszuhandeln, der das demokratische Fundament der Verfassung weitgehend bewahrte. Die 1932 in den Wiener Gemeinderat gewählten NSDAP-Mitglieder überschütteten Danneberg bereits in der konstituierenden Sitzung mit antisemitischen Hasstiraden und zeigten sich nicht bereit, unter „jüdischem“ Vorsitz zu tagen.

Die Stimmung im Land war zunehmend antidemokratisch geworden, und Robert Danneberg wurde am 12. Februar 1934 für acht Monate wegen Hochverrats eingekerkert. Erst im Dezember 1935 wurde das Verfahren eingestellt. 1938 bemühte sich Danneberg vergeblich um die Wahrung der österreichischen Unabhängigkeit und bestieg gemeinsam mit seinen Kindern – seine Gattin sollte nachkommen – noch am 11. März 1938 den Abendzug nach Brünn. Von den tschechoslowakischen Grenzbeamten abgewiesen, wurde Danneberg unmittelbar nach seiner Ankunft in Wien von der Gestapo verhaftet. Mit dem sogenannten Prominententransport wurde er in das Konzentrationslager Dachau gebracht und im Herbst 1938 in das KZ Buchenwald überstellt.

Von seinem Martyrium der letzten Jahre und den erlittenen Qualen gibt es viele Zeugnisse von überlebenden KZ-Kameraden, die sich an einen geistig und moralisch ungebrochenen Danneberg erinnern.

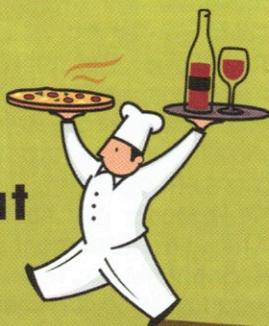
Im Oktober 1942 wurden die jüdischen Häftlinge des Konzentrationslagers Buchenwald – darunter Danneberg – schliesslich nach Auschwitz deportiert. Obwohl er die Selektion nach der Ankunft überlebte, führten die Arbeitsbedingungen und wiederholte Misshandlungen durch Wachmannschaften im Dezember 1942 zu seinem Tod.

Pachers Arbeit besticht durch die gründliche Auswertung aller zur Verfügung stehenden Quellen. Da es keinen Nachlass gibt und die Tagebücher Dannebergs als verschollen gelten, sind die 120 erhaltenen Briefe aus der Haft zur Zeit des Ständestaats und die über Adolf Schärf geführte Korrespondenz aus den Konzentrationslagern zwar wertvolle, aber auch die einzigen vorliegenden

700 RESTAURANTS

60 STÄDTE

1 ADRESSE



willessen.at

SCHNELL UND EINFACH ESSEN ONLINE BESTELLEN!

Limbus Verlag

Der Innsbrucker Limbus Verlag wünscht allen LeserInnen, AutorInnen, FreundInnen und Bekannten ein friedvolles Chanukkafest.

www.limbusverlag.at



HOTEL STEFANIE
WIEN

1020 Wien, Taborstrasse 12,
Tel: 21150-0,
stefanie@schick-hotels.com,
www.schick-hotels.com



Über 400 Jahre Tradition im ältesten 4-Sterne-Hotel Wiens!
Nur wenige Schritte vom 1. Bezirk entfernt, präsentieren sich
120 Zimmer, Tagungsräume sowie das Restaurant als
gelungene Mischung aus Alt und Neu.
Auf Wunsch reservieren wir für Sie gerne koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden
und Gästen ein friedliches Chanukkafest!**



Chanukka ist ein großes Fest des Glaubens und der Familie.
Die Familien feiern gemeinsam. Gemeinschaft wird erlebt und gelebt.

Als Landeshauptmann von Niederösterreich übermittle ich die besten Wünsche und Grüße unseres Bundeslandes. Glaube, Familie und Gemeinschaft sind eine Bereicherung für jeden einzelnen und für's ganze Land.
Unser Niederösterreich ist ein guter, verlässlicher Platz für lebendige Gemeinschaft.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde zum Chanukka-Fest alles Gute und eine erfolgreiche Zukunft.

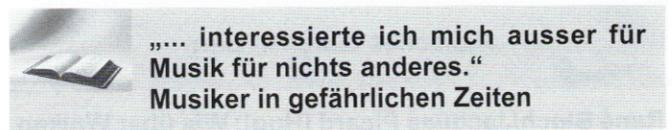


Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll
und die Volkspartei Niederösterreich

machen möchte. Meistens ist sie leer – bis eines Tages Abi mit seiner Frau anfängt, regelmässig in die Synagoge zu gehen. Sie füllt sich nun regelmässig mit einem Minjan, dem für einen G-tedienst notwendigen Quorum von zehn religionsmündigen Männern – bis zu dem Tag, an dem Holly ausrastet, die Thora-Rolle und Talmud-Bände in der Synagoge aus den Schränken zerrt und in Brand steckt. Vor dem Hintergrund der zweiten Intifada, ab 2000, spielt sich das Leben dieser Menschen ab. Man geht des Nachts zu zweit auf Streife, um Anschläge im Ort zu verhindern; eine Sukka wird gebaut, die allen Besuchern am Sukkot-Fest offen steht. Holly, der das Attentat auf die Synagoge verübte, wird dank überzeugender Gutachten und Zeugenaussagen, die Holly eine stark geminderte Zurechnungsfähigkeit bescheinigen, zu zweieinhalb Jahren gemeinnütziger Arbeit und Hausarrest verurteilt, auf die die Untersuchungshaft auch noch angerechnet wird. Das Leben geht weiter, die Wüste schickt abwechselnd Sandstürme und heissen Wind.

Auf den 447 Seiten dieses Romans ist es Chaim Noll gelungen, das Leben in Israel treffend zusammenzufassen und dem Leser nahezubringen. Sehr empfehlenswert für jeden, der mehr über Israel erfahren möchte jenseits der üblichen Klischees.

Miriam Magall



C O C O. Sonderedition mit BEST-OF-COCO-CD

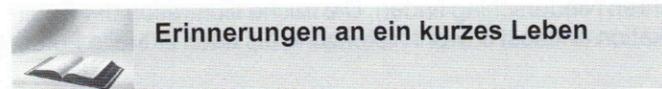
Berlin: Lichtig Verlag 2014

34 Seiten, 6 S/W-Abbildungen, Euro 14,50

ISBN 3-929905-30-4

Wir sind uns schon begegnet, Coco Schumann und ich. Allerdings noch nicht im wirklichen Leben, sondern lediglich auf den Seiten eines Buches. Als die beiden AutorInnen Tina Hüttl und Alexander Meschnig im Jahr 2012 auf der Suche nach jüdischen Überlebenden durch Berlin ziehen, um sie für ihr geplantes Buch zu interviewen, trifft es sich, dass am Ende in Uns kriegt ihr nicht. Als Kinder versteckt – jüdische Überlebende erzählen (München 2013) Coco Schumanns Geschichte auf den Seiten 125 bis 139 unmittelbar vor meiner eigenen, auf den Seiten 140 bis 156, zu stehen kommt. Dann bot sich mir die Gelegenheit, mir die auch diesem schmalen Bändchen beigefügte CD mit zwölf Titeln anzuhören. Jazz. Ausgezeichnete dazu. Unterhaltungsmusik. Ja, durchaus, aber mit einem etwas anderen Biss. Mit Swing, mit Schlagzeug. Mit lateinamerikanischen Anklängen, später „Sur le pont d'Avignon“, Bearbeitetes von George Gershwin. Mit lebhaftem Rhythmus, ohne schrill zu klingen. Aber auch leise und verträumt, Musik sozusagen, um cheek to cheek zu tanzen, mit halb geschlossenen Augen, und von einer gemeinsamen Zukunft zu träumen. Im Telefonat, das Herausgeberin Bärbel Petersen mit Coco führt, meint man beim Lesen, Cocos Antworten laut und deutlich zu hören. Auf Berlinerisch. Das Gespräch ist kurz und bündig, genau wie Cocos Aphorismen über seine Musik und den Swing, die mit einem knappen Rat von Louis Armstrong zu Ende gehen: „Coco, it's not important, what you play. It's important, how you play.“ Über sein jüdisches Leben und Überleben: „Ich jammere nicht, dass ich im KZ war, ich jubele, dass ich raus gekommen bin.“ Und schliesslich sagt Coco über Coco: „Solange ich Musik mache, habe ich keine Zeit alt zu werden.“ Insgesamt 90 Aphorismen, ein Aphorismus für jedes Lebensjahr. Denn am 14. Mai 2014 feierte Coco seinen 90. Geburtstag. Da bleibt mir wohl keine Wahl, als Coco zu wünschen: Ad mea ve-essrim! („Bis 120!“). Und: Bleib' uns noch lange mit deinem „Coco Schumann Quartett“ erhalten! Zum Schluss nun doch ein leiser Einwand: Coco – und wer immer ihn interviewt, kann das bestätigen – bezeichnet sich immer wieder als „Mampe halb & halb“. Das hat zu nationalsozialistischen Zeiten gemäss der damals üblichen Einteilung der Menschen in halb und halb sowie viertel und dreiviertel durchaus gestimmt. Tatsächlich ist Coco jedoch einer von uns, wie man als Jude sagen würde. Denn seine Mutter ist Jüdin, und im Judentum gibt es nur entweder als Kind einer jüdischen Mutter als Jude geborene Menschen. Trotz allem: Eine gelungene Hommage an einen exzellenten Musiker und Lebenskünstler!

Miriam Magall



Sophie Roth: Für mein Schurlikind. Tagebuch 1940 –1944.

Herausgegeben und kommentiert von Evelyn Adunka Reihe anders erinnern, Band 7

Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2012 93 Seiten, Euro 12,00 ISBN:978-901602-48-1

Sophie Roth (1901-1974) und ihre Familie suchten im Sommer 1939 verzweifelt nach Auswanderungsmöglichkeiten aus Österreich. Besonders tragisch war in diesem Fall, dass der elfjährige Sohn Richard Georg – Schurli genannt – kurz davor an Knochenhautkrebs erkrankt war und es im Rothschildspital keine weitere angemessene medizinische Therapie für ihn gab. Zu dieser Zeit war das Rothschildspital das einzige Spital, in dem Juden noch betreut werden durften. Schliesslich gelangte Familie Roth nach einer mühsamen Flucht nach England, wo die Eltern sich geeignete Behandlungsmöglichkeiten für das kranke Kind erhofften. Aber trotz der kurz nach der Ankunft erfolgten Aufnahme in einem Spital in Manchester und der Bemühungen der dortigen Ärzte, starb der geliebte Sohn einige Wochen später. Sophie Roth, schwerst erschüttert, beginnt ein Jahr nach ihrer Abreise aus Österreich ein Tagebuch auf zwei Zeitebenen zu führen. Einerseits schreibt sie über Ereignisse, die ein Jahr vorher stattfanden, wie die letzten Tage in Wien, die Reise nach England, vor allem aber über Krankheit und Tod ihres Kindes. Zugleich berichtet sie aber auch von ihrem gegenwärtigen Alltag in einem vom Krieg gezeichneten England und ihren ständigen Sorgen um Ehemann und den älteren Sohn Erwin, die als „enemy alien“ in verschiedenen Lagern interniert sind. Das überaus traurige Tagebuch endet 1944, angefügt ist ein kurzes Reisetagebuch, das Sophie Roth schrieb, als sie erstmals 1958 wieder Österreich besuchte.

Evelyn Adunka plant in den nächsten Jahren ein Buch über die Familie Landau-Roth (Sophie Roth wurde als Sophie Landau geboren) herauszugeben.

Evelyn Ebrahim Nahoaray

Kolonie Libyen, ins unabhängige Liberia oder ins japanisch besetzte Mandschuko am chinesischen Festland. Am Kreuzungspunkt von auslaufender imperialistisch geprägter Kolonialgeschichte und aufstrebender Weltwirtschaft versuchten zehntausende Flüchtlinge vor dem Nationalsozialismus zu fliehen. Die Evian-Konferenz im Juli 1938 brachte keine neuen Quoten und Aufnahmeländer im westlichen Kulturkreis, so versuchten verzweifelte Juden und Jüdinnen in „exotische“ Exildestinationen zu gelangen. Shanghai, das in der Forschung schon zahlreich erkundet wurde, war einer dieser wenigen offenen Häfen. Das vorliegende Buch widmet sich aber explizit den anderen Ländern in Asien und Afrika, die Aufnahme boten, zwar ohne Aufnahmequoten aber oftmals mit speziellen Aufnahmebedingungen wie Vorzeige- oder Landungsgeldern. Manche Länder verlangten Arbeitsverträge und Visa aufgrund eines Affidavits. Dennoch gab es zahlreiche Möglichkeiten dem nationalsozialistischen Herrschaftsbereich zu entkommen, die mehrere Tausend Menschen vor dem Holocaust bewahrten.

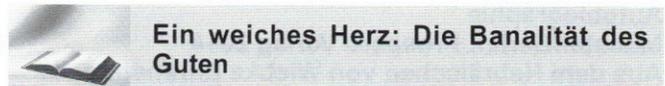
Die Fülle des gesammelten Materials dieses Buches ist beeindruckend. Es füllt nicht nur wissenschaftliche Lücken für Österreich wie für Deutschland, sondern eröffnet viele neue Ansätze in der Exilforschung, wie beispielsweise auch die biografischen Skizzen aus Kasachstan von verschleppten österreichischen jüdischen Flüchtlingen aus dem Baltikum nach Zentralasien unter dem Titel „Deported to life“ zeigen.

Der generelle Blick auf „exotische“ Exilländer verrät eine neue Weltoffenheit im Zeichen der Globalisierung. Reisen in ferne Länder mit Billigflugangeboten sind heute keine Seltenheit mehr, LeserInnen nähern sich diesen Ländern durch die Berichte der ExilantInnen und sehen andererseits die umgekehrte historische Fluchtrichtung von heutigen Flüchtlingsbewegungen. Die historischen Aufnahmegesellschaften beispielsweise in Afrika sind heute Ausgangspunkte aktueller Fluchtbewegungen nach Europa.

Mit dem Sammelband schlagen die österreichischen HerausgeberInnen auch neue wissenschaftliche Tore auf und verweisen auf einzelne Forschungsansätze in den USA. Besonders die jüdische US-amerikanische Historikerin Atina Grossmann scheint das Team sehr beeindruckt zu haben. Bei der Simon Wiesenthal Lecture im Juni 2013 in Wien meinte Grossmann: „Wir sind jetzt so weit, dass wir auch diese Geschichten von Überlebenden, die sehr unterschiedliche Schicksale hatten, erzählen sollen und müssen. Damit werden wir die Größe und weite Strecke, und die vielen unterschiedlichen Orte und Länder, die eigentlich alle Teil der Geschichte der Shoah sind, sowie die Geschichte des Krieges neu verstehen und erzählen, sozusagen eine neue Landkarte aufbauen müssen.“ Dieses Buch ist – wie die Herausgeberin und der Herausgeber schreiben – Teil dieser neuen Landkarte: Es fördert viele vergessene und marginalisierte Geschichten zu Tage und generiert mit der Fülle verschiedener Quellen neue Interpretationsmöglichkeiten und Forschungsfragen. Wobei Analysen und historische Konzeptualisierungen, eine Mischung aus Kolonialgeschichte und Vertreibungspolitik im nationalsozialistischen Deutschland, neben biografischen Erzählungen, Reisebeschreibungen und nüchternen zeitgenössischen Annoncen zu Einreisebedingungen stehen. Teile von Fotoalben, erhaltene Briefe und literarische wie bildnerische Bearbeitungen geben dem Lesevergnügen Nahrung. So wird die Lektüre zwischen französischen Kolonialdiensten, dem Überlaufen zu Befreiungsbewegungen in Afrika und Asien, dem tem-

porären Gestrandetsein in Nordafrika, den Geheimdienstaktivitäten österreichischer ExilantInnen in der Türkei und in Ägypten, dem Leben an indischen Maharadschahöfen, dem Überlebenskampf im japanisch besetzten Manila, gegen die mitinternierten Nationalsozialisten in britisch-kolonialen Lagern und generell im Kampf gegen tropische Krankheiten und klimatische Widrigkeiten gesponnen. Eine Geschichte erscheint interessanter als die andere. Wirkungsgeschichtliche Ansätze gehen weit über 1945 hinaus und erzählen Geschichten von Mitgliedschaften im südafrikanischen Anti-Apartheid-Kampf wie in den Truppen Ho-Chi-Minhs in Vietnam, von exilierten Rabbinern und Musikern und ihrer Bedeutung im südlichen Afrika, von Kunstzirkeln und ihrer Förderung der Avantgarde in Bombay. Instrumente zur Erlangung von Aufhalten wie die der Scheinehen, aber auch Erzählungen über jahrelange Bemühungen von Exilorten wieder weg zu kommen, wie auch der Internierung in Mauritius oder der Gefangenschaft zwischen Bürokratien und Ideologien aus dem vormals japanisch regierten, nach dem Zweiten Weltkrieg sowjetisch besetzten Harbin in China der Nachkriegsjahre in das von vier Mächten kontrollierte Österreich, ergänzen die Geschichten zum Exil in Asien und Afrika. Ein Namensindex und eine Zeittafel runden das Werkzeug zur Erfassung dieser komplexen Thematik ab und helfen die Bedeutung des Exils zwischen Kolonialgeschichte und Globalgeschichte neu zu deuten und zu denken.

Ulrike Drescher



Manfred Wieninger: Die Banalität des Guten. Feldwebel Anton Schmid.

Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2014. 192 Seiten, Euro 21,00.

ISBN 978-3-901602-56-6

Der Wiener Anton Schmid desertiert 1941 – als Feldwebel der deutschen Wehrmacht im besetzten Wilna – aus der Schicksalsgemeinschaft der Nicht-Handelnden.

Als Leiter der „Versprengtensammelstelle“ gewährt er einem jüdischen Mädchen Hilfe, das sich in verzweifelter Angst vor dem mörderischen Pogrom durch deutsche Besatzer und litauische Unterstützer an den Wehrmachtsoffizier wendet: Er trifft damit eine sozusagen banale Entscheidung für das Gute. Diese Entscheidung wird Anton Schmid das Leben kosten, die Militärjustiz verurteilt ihn zum Tod durch Erschiessen, das Urteil wird am 13. April 1942 vollstreckt. In den wenigen verbleibenden Monaten nutzt Schmid seine Funktion dazu, Jüdinnen und Juden aus Litauen nach Białystok (Polen) und Weissrussland zu transportieren. Er unterstützt Fluchtversuche und Widerstandsaktivitäten. Manfred Wieninger erzählt die Geschichte Schmidts anhand von unveröffentlichten Dokumenten, Briefen an seine in Wien lebende Gattin, Erinnerungen von Überlebenden und Zitaten aus Dienstreglements, Befehlen und Berichten des NS-Apparats. Der Autor entfaltet dabei die unerbittliche Chronologie einer zu wenig bekannten Lebensgeschichte. Er erzählt von einem „der sein Leben liebt“ und in seinem vorletzten Brief an die Ehefrau schreibt: „Du weisst ja, wie mir ist mit meinem weichen Herz. Ich konnte nicht denken und half ihnen, was schlecht war von Gerichts wegen.“

Thomas Wallerberger

Von uns empfohlene Bücher:



Kein Himmelreich auf Erden. Heinrich Margulies und sein Wirken

**Vera Regine Röhl: „Es gibt kein Himmelreich auf Erden“: Heinrich Margulies – ein säkularer Zionist. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014
302 Seiten, Euro 39,80
ISBN 978-3-8260-5421-1**

Die Studie über den vergessenen zionistischen Pionier und Denker Heinrich Margulies (1890–1989) wurde als Dissertation an der Universität Potsdam vorgelegt und wurde von Manfred Voigts und Christoph Schulte betreut. Margulies' zweibändiges theoretisches Hauptwerk „Kritik des Zionismus“ (Wien, Berlin 1920) wurde auch zu seiner Zeit nur wenig wahrgenommen, umso verdienstvoller ist Vera Regine Röhl's Studie. Heinrich Margulies hatte drei bemerkenswerte Brüder. Zwei von ihnen waren ebenfalls Zionisten: der Rechtsanwalt Isidor (1871–1956) und der Politiker und Publizist Emil (1877–1943). Hanns Margulies, geboren 1889, schrieb für den linksliberalen „Wiener Tag“ und starb 1960 in London. Röhl greift in ihrer Studie auf zahlreiche Zeitungsartikel zurück, anhand derer sich die theoretische Auseinandersetzung und verschiedene Kontroversen mit Martin Buber, Siegfried Bernfeld, Robert Weltsch und Adolf Böhm nachvollziehen lassen; sie zeugen von Margulies' jugendlichem Radikalismus und Idealismus. Als Quellenbasis diente der umfangreiche Nachlass mit zahlreichen Korrespondenzen und einem ausführlichen Lebensrückblick, der sich in den Central Zionist Archives in Jerusalem befindet.

Schade ist, dass Röhl nicht auf die Karriere von Margulies in Palästina und Israel eingeht, wo er als Heinrich Margalith in der Anglo Palestine Bank führend tätig war. Der Index ist vorbildlich, leider enthält der Band keine Fotos.

Evelyn Adunka



Der Moment, um Bilanz zu ziehen.

**Saskia Goldschmidt: Die Glücksfabrik. Aus dem Niederländischen von Andreas Ecke. München: Deutscher Taschenbuchverlag 2014
328 Seiten, kartoniert, Paperback, Euro 15,40 (A)
Euro 14,90 (D)
ISBN 978-3-423-26024-4**

Am Totenbett blickt Mordechai de Paauw, der von allen Motke genannt wird, im Alter von 97 Jahren auf sein Leben zurück. Als Erbe eines erfolgreichen Fleischereibetriebs macht der ehrgeizige Motke sich in den Niederlanden der Dreissigerjahre auf die Suche nach genialen Ideen. Gemeinsam mit Rafael Levine, einem aus Deutschland emigrierten Arzt und Wissenschaftler, gelingt es dem umtriebigen Geschäftsmann, aus Stierhoden Testosteron zu gewinnen. De Paauw baut das Verfahren mit seiner neu gegründeten Firma Farmacon weiter aus. Am Beginn des Zweiten Weltkriegs sieht Motke sein Lebenswerk als bedroht an und beginnt, Menschen in seiner Umgebung für sich zu instrumentalisieren. Er schafft es, den Krieg zu überdauern und es gelingt dem Unternehmen, die Hormone zu standardisieren, um später die Pille weltweit zu vertreiben. Für den Erfolg von Farmacon ist Motke bereit, über Leichen zu gehen. Skrupellos nützt er seine Macht aus und beutet die jungen Arbeiterinnen seiner Fabrik

sexuell aus. Die Frauen werden auf seiner „Cosy-Corner-Couch“ missbraucht und ihnen werden zu Testzwecken auch Hormonpräparate aufgezwungen.

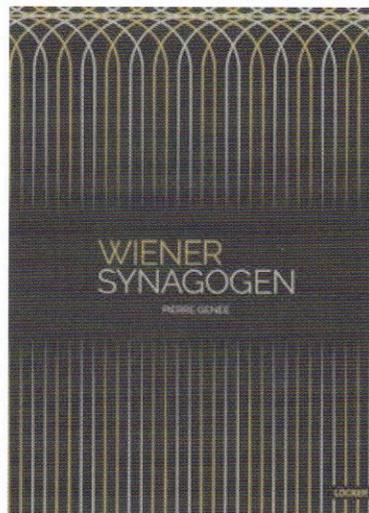
Nach ihrem Debütroman Um jeden Preis glücklich – Geschichte einer Familie (2011) gelingt es der 1954 in Amsterdam geborenen niederländischen Autorin Saskia Goldschmidt erneut, eine packende Familiengeschichte zu schildern. Gekonnt schafft sie durch die Verbindung von Fiktion und Realität das Bild eines Mannes aufzuzeigen, dessen Gier nach Macht grenzenlos ist. Der Roman weist Verbindungslinien zur Familiengeschichte der Autorin auf. Bei Recherchen stiess die Autorin auf Dokumente über den Arzt und Pharmakologen Ernst Laqueur, den Schwiegervater ihres Vaters. Laquer war Mitbegründer der Firma Organon, die Hormonpräparate herstellte. Goldschmidts Vater, ein Überlebender des Konzentrationslagers Bergen-Belsen, heiratete Renate Laquer, die extravagante Professorientochter. Doch die Ehe hielt nur bis 1950. Renates Begründung der Trennung war: „Die Ehe ist nicht dafür gemacht, um die Hölle zu überdauern.“ Laqueur widerspiegelt sich in der Romangestalt des Wissenschaftlers Rafael Levine. In ihrem Nachwort beschreibt Goldschmidt, warum sie für ihr Buch einen Protagonisten gewählt hat, der am Totenbett sein Leben Revue passieren lässt: „Denn das ist der Moment, Bilanz zu ziehen, und sich, vielleicht zum ersten Mal, die Frage zu stellen: War ich ein Mensch, wirklich ein Mensch?“

Monika Kaczek



Synagogen in Wien - ein altes Buch neu aufgelegt.

**Pierre Genée: Wiener Synagogen. Wien: Löcker-Verlag 2014
140 Seiten, Euro 35
ISBN 978-3-85409-685-6**



Vor wenigen Wochen erschien eine Neuauflage des 1987 von Pierre Genée verfassten Buches Wiener Synagogen. Dies ist insofern sehr verdienstvoll, zumal sich in den vergangenen drei Jahrzehnten das Wissen um die Synagogen-Architektur in Wien deutlich erweitert hat. Wesentlich dazu beigetragen hat die Zeitschrift DAVID, wo in fast jeder Ausgabe ein wichtiger Beitrag zu diesem Thema erschienen ist.

Zahlreiche Abbildungen wurden veröffentlicht und ermöglichten eine weitgehend vollständige Dokumentation dieser heute nicht mehr existierenden Bauten. In den Jahren 1995 bis 1998 wurden die Fundamente der mittelalterlichen Synagoge am Wiener Judenplatz freigelegt und ermöglichten erstmals detaillierte Einblicke in die Baugeschichte dieses im Jahre 1421 völlig zerstörten Gebäudes. In den vergangenen Jahren bemühte sich Professor Bob Martens von der Wiener Technischen Hochschule um die computertechnische Rekonstruktion

Der Tempelberg in Jerusalem: Träume und Lügen

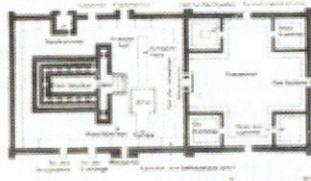
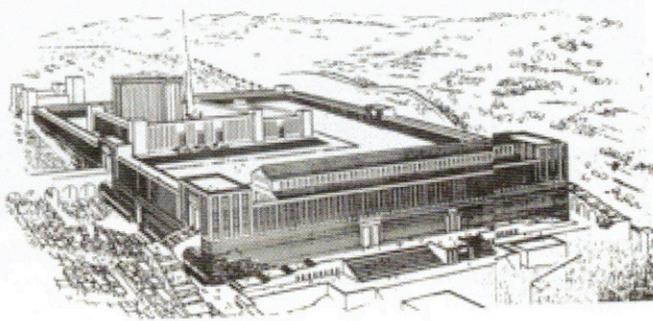
Miriam MAGALL

Es heisst, Jerusalem sei den drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam heilig. Für die beiden letztgenannten Religionen ist es allerdings nur der zweit- bzw. dritt-wichtigste Ort. Dagegen stellt die Stadt seit mehr als dreitausend Jahren das Zentrum jüdischen Glaubens, jüdischer Geschichte und jüdischen Hoffens dar.

In Psalm 137,5 heisst es: „Sollt ich dich vergessen, Yeruschalayim, verdorre meine rechte Hand.“ Seit jeher ist Jerusalem Quelle und Ziel der Hoffnungen der Juden. Am Ende des Pessach-Seders wünschen die Feiernden: „Nächstes Jahr in Jerusalem!“. In den Psalmen taucht der Name der Stadt häufig auf, in der gesamten Hebräischen Bibel ist das hebräische Wort Yeruschalayim insgesamt 641 Mal zu finden. Schon zu Abrahams Zeit spricht Genesis (14,18) von ihr, als Abraham von einer gewonnenen Schlacht zurückkehrt und auf einen Herrscher trifft: „Und Malchi-Zedek, der König von Schalem, brachte heraus Brot und Wein (...).“ Mit Schalem ist das spätere Jerusalem gemeint. Ein zweites Mal kommt sie im Zusammenhang mit Abraham vor, als G-tt ihm befiehlt, seinen Sohn Isaak auf einem Berg im Land Morija zu opfern (Gen. 22,2). Abraham gibt dieser Stätte später einen Namen (Gen. 22,14): „Und Abraham nannte den Namen dieses Ortes: Der Ewige wird ersehen (ha-Schem jir'é).“ Gemäss dem Midrasch ist daraus der Name Jerusalem entstanden: aus der Verbindung von jer'é, d.h. „sehen“ und schalem, d.h. „vollkommen“. „Deswegen nenne ich es Yeruschalayim“ (Midrasch Rabba 56,10). Jerusalem ist in seiner Schönheit vollkommen: „Zehn Mass Schönheit kamen in die Welt, Jerusalem nahm neun und der Rest der Welt eines“ (Kidduschin 49b). Gemäss der rabbinischen Überlieferung hat G-tt alle Städte der Welt geprüft, aber nur Jerusalem für geeignet befunden, die Stätte seines Heiligtums zu werden. Um das Jahr 928 v.d.Z. errichtet König Salomo dort den Ersten Tempel auf dem Berg Morija. Warum war dieser Ort bestimmend für die Lage des Tempels? Im späteren Allerheiligsten befand sich der Ewen Schetija, der „Gründungsstein“, wobei es sich gemäss der Sage um den Kern handelt, um den

herum die gesamte Welt entstanden sei. Heute wird der grosse Fels, der sich im Untergeschoss des Felsendoms befindet, mit diesem Gründungsstein identifiziert. Salomos Tempel steht bis zum Jahr 587 v.d.Z. Dann zerstören die Babylonier unter ihrem König

Nebukadnezar II. sowohl Stadt als auch Tempel. Die jüdische Oberschicht wird ins Babylonische Exil geführt. Knapp sechzig Jahre später dürfen die Exilanten wieder zurück in ihre Heimat. Die Heimkehrer aus dem Babylonischen Exil erhalten vom persischen Grosskönig die Erlaubnis, nicht nur Jerusalem, sondern auch den Tempel wiederaufzubauen. Als König Herodes dank Roms Gnaden die Macht erlangt, beginnt er, den Tempel prachtvoll zu erneuern und zu erweitern. Aber kaum ist er vollendet, wird er von den Römern



Nachzeichnung des Tempels in Jerusalem. Zeichnung: M. Magall, mit freundlicher Genehmigung.

im Jahr 70 d.Z. niedergebrannt. Fortan gibt es keinen Tempel mehr und nur die Sehnsucht nach ihm bleibt bestehen. In den beinahe zweitausend Jahren danach sind Jerusalem und der Tempelberg für Juden nur noch gelegentlich zugänglich – wann, das hängt immer von der jeweiligen politischen Konstellation ab. So kann der israelische Archäologe Binyamin Mazar von der Hebräischen Universität erst nach dem Sechstage-Krieg im Juni 1967 seine Ausgrabungen rund um den Tempelberg aufnehmen, in deren Verlauf er einen grossen Teil der Strukturen in seiner näheren Umgebung freilegt. In einem archäologischen Garten kann man heute die Ausgrabungen zu Füssen des Tempelbergs besichtigen. Nicht zugänglich ist dagegen der Tempelberg. Ebenfalls gleich nach dem Sechstage-Krieg beginnt das Ministerium für Religiöse Angelegenheiten, den grossen Platz vor der West- oder Klagemauer, dem einzigen greifbaren Überrest des Zweiten Tempels, zu räumen. Dabei wird die Westmauer in voller Länge von insgesamt 488 Metern in ihrer ganzen Pracht zugänglich gemacht. Das Fehlen greifbarer Beweise aus der Zeit des Ersten und Zweiten Tempels hat man jedoch vermisst. Der Waqf, die für den Tempelberg zuständige muslimische Behörde, untersagt jede Grabung auf dem Areal des ehemaligen Tempelbergs. Dahinter verbirgt sich möglicherweise eine sehr politische

Israel Aktuell

Bericht einer Solidaritätsreise vom 19. bis 26. Oktober 2014, organisiert von „Christen an der Seite Israels – Österreich“ in Kooperation mit Keshet Israel

Marie-Louise WEISSENBOCK

Ziel der jährlichen Israelreisen von „Christen an der Seite Israels – Österreich“ ist es einerseits, zu einem biblischen Verständnis über Gottes Absichten mit Israel anzuregen, die jüdischen Wurzeln unseres Glaubens kennen zu lernen und mittels vieler Begegnungen einen möglichst pluralistischen Einblick in die israelische Gesellschaft mit ihrer kulturellen, landschaftlichen und politischen Vielfalt, Schönheit und Komplexität zu erlangen. Andererseits werden humanitäre Projekte besucht, die wir mittels Spenden der Leser unserer zweimonatig erscheinenden Zeitung „Israelaktuell“ unterstützen. Hierzu gehören Kinderheime, Schulungsprogramme, Hilfe für Terroropfer, Suppenküchen sowie Aliyah- und Integrationsprojekte, wo wir mit Ebenezer und Keren Hayesod zusammenarbeiten.

Unsere diesjährige Reise hatte angesichts des Gaza-Krieges den Schwerpunkt „Solidarität“. Der Fokus der Reise lag darauf, Menschen, die besonders durch den Krieg betroffen waren, vor Ort zu trösten und wenn möglich, auch bei humanitären Projekten mitzuarbeiten. Die Reise begann in Tel Aviv, mit einem Begegnungs- und Musikknachmittag mit Überlebenden aus Österreich und den ehemaligen Kronländern im Anita Miller-Cohen Elternheim in Ramat Gan. Auch Itzhak Bronstein, ein 86-jähriger Zeitzeuge, war gekommen. Itzhak war, unserer Einladung folgend, im April dieses Jahres zum ersten Mal seit dem 2. Weltkrieg nach Österreich gekommen, um bei dem „Marsch des Lebens“, der von Mauthausen nach Gusen führte, über seine Erinnerungen an die schwere Zeit im KZ-Gusen zu berichten. Besonders bewegte uns seine Aussage, dass er seit dem Besuch in Österreich wieder gut schlafen könne, und die Liebe und Haltung der Reue, die er hier erfuhr, ihn mit dem österreichischen Volk versöhnte.



Im Büro des Sicherheitschefs von der Region um Sderot (Gaza). Zwischen Raketen- und Mörserteilen steht ein Foto seiner Kinder, die während des Krieges eingezogen wurden.



In der humanitären Küche von Hineni werden Sandwiches vorbereitet.

Der zweite Tag war dem Thema „Gaza und die Sicherheit Israels“ gewidmet. Zusammen mit Shmuel Bowman, dem Vorsitzenden des Projekts „Human Lifeshield“, besuchten wir den Kibbuz Kfar Aza (ca. 5 km von der Grenze zu Gaza entfernt) und sprachen mit jungen Soldaten, die ihren Militärdienst leisteten und den Kibbuz auch während des Kriegs bewacht hatten. Alle 250 Kinder des 750-köpfigen Kibbuz wurden während

des Gazakriegs evakuiert, als bekannt geworden war, wie umfangreich das Tunnelnetz der Hamas in dieser Umgebung war. Innerhalb kürzester Zeit waren zwölf Bomben eingeschlagen, wovon eine die Mauer des Kindergartens zerstört hatte.

Beim Sedot Negev Regionalrat trafen wir den Sicherheitschef der gesamten Region. In seinem Büro erzählte er uns über die hohe Kosten, die das Raketenabwehrsystem „Iron Dome“ verursachte. Zusammen mit ihm fuhren wir zu einem

Aussichtspunkt über Gaza, Ha-Khets-ha-Shakhor, wo wir mehr über die geopolitische Lage, Sicherheit und humanitäre Aspekte lernten.

Nach einem Besuch an einer Mädchenschule in Netivot, wo wir auch die Gelegenheit hatten die Bunker zu besichtigen, und uns in die Lage während des Kriegs zu versetzen, trafen wir Einwohner von Sderot. Diese Stadt mit rund 20.000 Einwohnern liegt im Westteil der

Negev-Wüste unweit des nördlichen Gazastreifens. Internationale Bekanntheit erlangte Sderot, weil es seit dem 16. April 2001 immer wieder mit Qassam-Raketen aus dem nahen Gazastreifen angegriffen wird. In Sderot befindet sich aufgrund der permanenten Angriffe die einzige im Ersteininsatz befindliche Komponente des Tactical-High-Energy-Laser-Systems, ein von einer israelischen Firma entwickelter Frühwarnradar. Es funktioniert in etwa achtzig

Prozent der Fälle. Vom Ertönen des Frühwarnsystems („Tseva Adom“, „Farbe Rot“) bis zum Einschlag der

Moriz Winternitz (1863-1937) – ein Indologe aus dem Waldviertel

Eine Skizze zum 150. Geburtstag

Erich RABL

Moriz Winternitz ist Fachleuten als weltweit anerkannter Indologe geläufig, sein Name scheint in grossen Nachschlagewerken auf. Doch in der „Heimat“, dort wo er seine Jugend verbrachte, in Niederösterreich, ist sein Name heute weitgehend in Vergessenheit geraten.



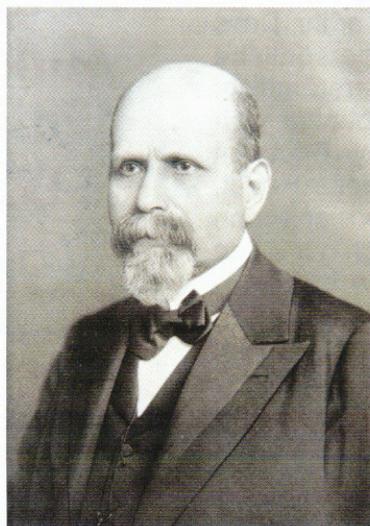
Die Stadt Horn im Jahr 1873, im Vordergrund das Prager Tor. Foto: Mit freundlicher Genehmigung Stadtarchiv Horn.

Moriz Winternitz entstammte einer jüdischen Familie der Waldviertler Kleinstadt Horn. Nach der Vertreibung der jüdischen Bewohner aus Horn im Jahr 1670 liessen sich erst ab 1857 wieder jüdische Ansiedler in Horn nieder; die meisten waren Zuwanderer aus Böhmen und Mähren. 1863, im Geburtsjahr von Moriz Winternitz, wohnten neun jüdische Familien in Horn, 1880 hatten die jüdischen Bewohner einen Anteil von 4% der Bevölkerung. Bald bildete sich eine Betgenossenschaft, 1874 wurde die „Israelitische Kultusgemeinde in Horn“ errichtet, die 1903 ein angekauftes Wohnhaus am Stadtgraben Nr. 25 als Synagoge adaptierte. Moriz Winternitz wurde am 23. Dezember 1863 in Horn als Sohn des Produkthändlers Bernhard und seiner Frau Theresia Winternitz geboren. Seine Eltern, aus Böhmen zugewandert, betrieben in Miete ein kleines Gemischtwarengeschäft, zuerst in Horn, später in Sigmundshergberg. Die Erlöse reichten kaum aus, die Armutsgrenze zu überwinden. Als sich Theresia Winternitz 1873

drei Wochen im Allgemeinen Krankenhaus in Wien behandelt wurde, konnte die Familie die Verpflegungsgebühren nicht bezahlen.

Schulzeit

Schon bevor Moriz Winternitz in die Volksschule eintrat, erlernte er zu Hause mit Hilfe seines Vaters Hebräisch in Wort und Schrift. Von 1872-1880 konnte Moriz Winternitz das traditionsreiche Horner Landesgymnasium besuchen und dort die Reifeprüfung ablegen. Das 1657 gegründete Piaristengymnasium war 1872 in ein Landesgymnasium umgewandelt worden, wodurch besser ausgebildete Professoren unterrichteten, die auch wissenschaftlich arbeiteten. Schwerpunkte des humanistisch orientierten Gymnasiums waren Latein und ab der dritten Klasse Griechisch. Ein Jahr lernte Winternitz auch Französisch, mit der englischen Sprache wurde er erst an der Universität vertraut. In der achten Klasse mussten die Schüler damals in Latein alle 14 Tage und in Griechisch jeden Monat eine Schularbeit schreiben. Die schulischen Leistungen von Moriz Winternitz waren die meiste Zeit hindurch „durchschnittlich“. In der fünften Klasse musste er im Doppelfach Geschichte und Geographie zu einer Nachprüfung antreten, die er mit „genügend“ bestand. Die besten Ergebnisse erzielte er in der achten Klasse mit „lobenswert“ in Deutsch und Latein sowie mit „vorzüglich“ in Griechisch.



Der Indologe und Ethnologe Moriz Winternitz (1863-1937). Repro: Johann Fenz, Horn, mit freundlicher Genehmigung E. Rabl.

Universitätskarriere

Es folgte von 1880-1886 ein Studium an der Universität Wien, zuerst klassische Philologie, dann Sanskrit und vergleichende Sprachforschung. Seine Dissertation über ein indisches Hochzeitsritual wurde mit dem Prädikat „ausgezeichnet“ bewertet. Als Gelehrter wirkte er zehn Jahre lang in Oxford, im Jahr 1899 habilitierte sich Winternitz an der Deutschen Universität Prag für Sanskrit und Ethnologie. Er lehrte dort vorwiegend altindische Literaturgeschichte, 1911-1934 als ordentlicher Professor. Unter ihm erreichte das Fachgebiet der Indologie

Stenographin des Alterns

Die Malerin Marie-Louise von Motesiczky (1906-1996)

Annette BUSSMANN

Vor 85 Jahren bat die Wiener Malerin Marie-Louise von Motesiczky erstmals ihre Mutter zum Portrait. Sie legte damit den Grundstein zu einer Dekaden übergreifenden Serie, die heute als einzigartige ungeschönte Dokumentation des Alterns gilt. Bis die Kunstszene von Motesiczkys Talent erkannte, verstrichen gleichwohl Jahrzehnte.

Als „Erfahrung der aussergewöhnlichen Art“¹ lobpreis die Londoner Times die ausdrucksstarke Bilderwelt Marie-Louise von Motesiczkys (1906-1996). Damals, 1985, entdeckte das Londoner Goethe-Institut von Motesiczkys Œuvre endlich in grossem Stil und präsentierte rund 70 ihrer Werke - bisweilen an die Neue Sachlichkeit erinnernde, sich dennoch jeder Kategorisierung entziehende figürliche Werke aus Öl, Kohle, Aquarell und Kreide. Die vielgerühmten, erbarmungslos unverklärten Portraits der eigenen Mutter, wiederholt in eine Reihe mit ähnlich beklemmend realistischen Mutterbildern Rembrandts, Whistlers, Dürers gestellt, werden inzwischen als beispiellose Dokumentation des Alterns gehandelt². Dazu kommen noch die symbolträchtigen, dunkel konturierten Stillleben, und schliesslich ihre eindringlichen Selbstbildnisse, die eine von Höhen und Tiefen getragene Chronologie des Ich spiegeln. „Es ist eigentlich ein Märchen“³, befand von Motesiczky anlässlich ihrer - für sie - schmerzlich späten Würdigung kurz vor ihrem 80. Geburtstag. Hoffnungsvoll hatte sie 1922 ihre Malerinnen-Karriere gestartet, als umtriebige Wiener Bohémienne. 1938/39 aber, nach der Annektierung Österreichs durch NS-Deutschland, floh die getaufte Protestantin jüdischer Herkunft nach England. Der dortige Kunstmarkt versperrte sich deutschsprachigen Künstlerinnen weitgehend. Und so lebte sie fortan grossenteils isoliert. Künstlerisch wie privat.

„...auch wirst Du nicht immer Deiner Mutter auf der Tasche liegen wollen“: Berufsstart

„Wenn man nur ein einziges gutes Bild malt, solange man lebt, war es das ganze Leben wert“⁴, schwärmte Marie-Louise von Motesiczky mit 16 Jahren. Heinrich Simon, Vorsitzender Geschäftsführer der Frankfurter Zeitung und enger Freund der Familie, warnte vor überzogener Euphorie - „auch wirst Du nicht immer Deiner Mutter auf der Tasche liegen wollen“⁵. Und so arbeitete von Motesiczky fortan unermüdlich an ihrer Karriere: In Den Haag besuchte die Tochter aus finanziell gutbestücktem Wiener Hause - Mutter Henriette war eine geborene

von Lieben, Vater Graf Edmund von Motesiczky-Kesseleökeö entwuchs kaum weniger betuchten Kreisen - die private Kunstschule der Malerin Carola Machatka. Es folgten die Frankfurter Städelschule, die Wiener Kunstgewerbeschule, die Pariser Académie de la Grande Chaumière. Mit 21 Jahren wagte von Motesiczky ihren künstlerisch bedeutsamsten Schritt: Auf Anraten Max Beckmanns begab sie sich in dessen Frankfurter Meisterklasse. Beckmann, in Deutschland hofiert, in Wien mitunter „verhasst“⁶, eilte der Ruf eines kleinen Tyrannen voraus. Von Motesiczky aber verehrte ihn zeitlebens. Von ihm habe sie eine neuartige „Stenographie der Wirklichkeit“⁷ gelernt, begonnen, etablierte Themen innovativ zu begreifen. Sein Verständnis figurativer Malerei „als Ausdruck inneren Erlebens“⁸ habe sie so sehr erfüllt, dass Parallel-Entwicklungen der Kunstszene, z.B. der abstrakten Malerei, regelrecht an ihr vorbeigerauscht seien. Von Motesiczkys Bilder überzeugten Beckmann: „Paula Modersohn-Becker, die beste deutsche Malerin, naja, Sie haben alle Chancen, ihre Nachfolgerin zu werden“⁹. Von Motesiczkys Frühwerk ist markant beckmännisch inspiriert. Doch befreite sie sich rasch von ihrem Übervater, wie die Schriftstellerin Hilde Spiel frühzeitig und zu Recht betonte¹⁰, während andere Kunstkritikerinnen von Motesiczky hartnäckig in Beckmanns Schatten zerrten¹¹.

„Ich hab` mich am Leben erhalten damit“: Mutterportraits

Adipös, das schütterte Haupthaar unter eine schlechtsitzende Perücke gezwängt, Pfeife qualmend, unentwegt Siestas frönend und - gelegentlich - hemmungslos auf Enten ballend. Später dann spindeldürr, kahlköpfig, unter der immer mächtiger geratenden Nase ein Bart spriessend: Die Bilder, die Marie-Louise von Motesiczky von ihrer Mutter auf die Leinwand applizierte, blendeten keinen Makel, keine Vergreisungsspur aus. Henriette von Motesiczky (1882-1978), ehemals als resolut-androgyne „wilde Hummel“ verschrien und wegen ihres unerbittlichen Fahrstils gefürchtet, schrumpft von Bild zu Bild, von 1929 bis 1978, regelrecht zusammen. „Getragen und erfüllt von tiefer und zärtlicher Liebe“¹² seien Marie-Louise von Motesiczkys Mutterportraits, diagnostizierte der altehrwürdige Kunsthistoriker Ernst H. Gombrich. Recht glauben mag man es ihm erst auf den zweiten Blick - insbesondere nach Lektüre von Marie-Louise von Motesiczkys Schriften, die eine innigliche Mutter-Bindung offenbaren, wenngleich es an Ambivalenzen nicht mangelte. „Emotional war ich restlos glücklich

und die Österreicher „halt einmal schauen, was die tun können.“ (S. 596) Doch es war „ein Regime des Zusammenbruchs, das von Anfang an das Mal der Frustration auf der Stirn trug!“ (S. 598). Denn die „wirkliche Macht liess man in den Händen, in denen sie sich bereits befand, man übernahm allein die Regierung und also auch die Schuld für alles, was andere dem Volke angetan hatten, und feierte das noch als einen grossen Sieg.“ (S. 598)

Karl Baiersdorf, scheinbar der Einzige, der die Situation durchschaut und keinen Grund zum Jubeln sieht, wird zum todkranken Victor Adler gerufen. Die letzten Gedanken des sterbenden gelten seinem Sohn, Friedrich. Von der Strasse her hört man Demonstranten, die seinen Namen rufen und „Hoch die sozialistische Republik!“ (S.599)

bezahlte Anzeige

Bauer zeichnet mit seiner „Feuerprobe“ ein spezielles Bild des Ersten Weltkriegs. Er war kein Augenzeuge, sondern schrieb als Nachkomme von Zeitzeugen, bereits im argentinischen Exil diesen Abschnitt als einen wichtigen Teil der österreichischen Geschichte und der Geschichte seiner Vorfahren nieder. Plastisch und einprägsam gelingen ihm dabei einzelne Dialoge und szenische Erzählepisoden.

Er zeugt nicht nur mit der „Feuerprobe“, sondern mit der gesamten Pentalogie „Die Vorgänger“ von seinem fantastischen Gestaltungsvermögen und seinem umfangreichen Wissen über die österreichische Geschichte, und das obwohl er schon längst aus seiner Heimat vertrieben in Argentinien sich dieses Wissen aneignen musste.

1 In den ersten beiden Bänden der Pentalogie („Verlorene Hoffnung“ und „Trügerischer Glanz“) schildert Bauer die Revolution 1848, ihr Scheitern und die unmittelbare Zeit danach. Der Protagonist Adolf Baiersdorf, Alfredo Bauers Urgrossvater, kämpft an vorderster Front mit. Ihm gelingt nach dem Scheitern der Revolution die Flucht und er wird ein erfolgreicher Industrieller. Sein Sohn Karl ist ohne Kenntnis der revolutionären Vergangenheit seines Vaters Sozialist geworden und erfährt erst nach dessen Tod davon.

2 Karl Baiersdorf von Erdös (10.7.1857 - 15.9.1938): Grossonkel von Alfredo Bauer. Bauer beschreibt in „Die Vorgänger“ die Geschichte Österreichs anhand der Geschichte seiner Vorfahren, begonnen bei seinem Urgrossvater Adolf Baiersdorf von Erdös (1826-1890) bis hin zu seiner eigenen Geschichte, seiner Flucht aus Österreich und sein Leben im Exilland Argentinien (Band 5 „Neue Welt“).



Ernst NEVRIVY
wünscht allen Leserinnen und Lesern einen schönes und friedvolles Chanukkafest!

Bezirksvorsteherung Donaustadt
Schrödingerplatz 1
1229 Wien

Sprechstunden:
Dienstag 14.00 –17.00 Uhr
nach tel. Voranmeldung
+43 1 4000 22110,
e-mail: post@bv22.wien.gv.at




ISRAELITISCHER KULTUSVEREIN
GRAZ

wünscht allen
jüdischen BürgerInnen ein
schönes und
friedvolles Chanukkafest.



Gabriele Zahrer,
Spitzenkandidatin der
SPÖ Josefstadt,
wünscht allen jüdischen
BürgerInnen ein schönes
und friedvolles
Chanukkafest.



SPÖ
Josefstadt
www.spo8.at



DER SWV-WIEN WÜNSCHT FROHES CHANUKKA!

Fritz Strobl

Fritz Strobl
Präsident

Peko Baxant

Peko Baxant
Direktor



WK-Wahl
24. bis 26.
Feb. 2015

Die Stimme der Selbstständigen
www.swv-liste2.at

Eine Perspektive von unten

Alfredo Bauers „Vorgänger“ und der Erste Weltkrieg

Monika TSCHUGGNALL

Im 2012 erschienenen Romanzyklus „Die Vorgänger“ legt Alfredo Bauer eine Abrechnung mit der österreichischen Geschichte von 1848 bis 1938 vor.¹

Ende des dritten Bandes („Dem Abgrund zu“) und im gesamten vierten Band („Feuerprobe“) stellt Bauer den Ersten Weltkrieg als weiteren Tiefpunkt der österreichischen Geschichte dar. Dabei beschreibt der Autor die Geschichte des Ersten Weltkriegs als einen Teil der Geschichte der Sozialdemokratischen Bewegung in Österreich seit 1848. Es ist aber nicht die Geschichte Regierender, oder die Dokumentation politischer Ereignisse, sondern die konkreter Menschen. Bauer zeigt das Versagen der Sozialdemokratie angesichts des Krieges, fällt aber kein endgültiges Urteil, sondern zeigt, wie sich unter der Kruste des Krieges Neues herausbildet.

Vergebens sucht man bei Bauers Protagonisten die Sehnsucht nach dem Krieg, der eine Veränderung und Lösung bringen soll. Auch die sonstige Begeisterung für die Industrialisierung kann bei Bauer nur vage ausgemacht werden. Die Kriegsdarstellung Bauers unterscheidet sich von den „üblichen“ aber vor allem insofern, als sie aus einer Perspektive von unten verfasst wurde. Nicht das Verhalten der Regierenden und Kommandierenden wird belegt, nicht das der grossen Helden, sondern jenes der einfachen Soldaten, der kleinen nebensächlichen Personen, die am Rande des Krieges auf langweiligen Posten stationiert sind. Sie leisten keine heroischen Kriegsdaten, bekommen keine Tapferkeitsmedaille verliehen und kehren nicht als gefeierte Helden wieder nach Hause.

Bauers Antihelden stechen schon bei der Abfahrt vom Wiener Bahnhof heraus: Jenseits von patriotischem Eifer und Heldentum, von kokettierenden stolzen Soldaten sind da Gustav Bender, ein junger Bursche, dessen Familie aus Mähren nach Wien gezogen ist und der genauso unfreiwillig wie seine Brüder in den Krieg ziehen muss und Adolf Kraus, Neffe von Karl Baiersdorf², ein schriftstellerisch begabter Abiturient, der - weil es zu wenige Offiziere gab - im Schnellkurs zu einem gemacht wurde.

Es handelt sich bei Bauers „Feuerprobe“ um keine Kriegsdokumentation, keine ausgedehnte Schilderung des Kämpfens und Sterbens in den Schüt-

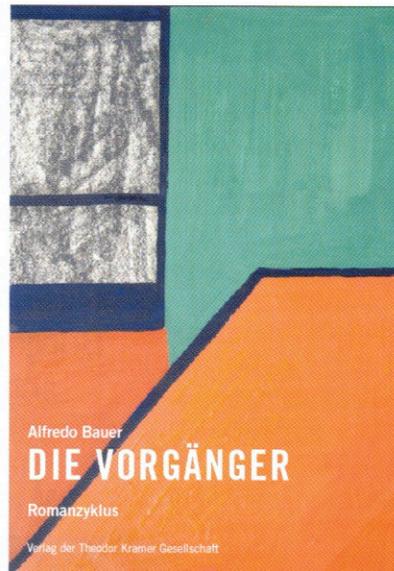
zengräben. Ihm reicht ein einziges Kapitel, um in verdichteten Szenen die Schrecken des Krieges in den Schützengräben zu schildern:

Adolf Kraus muss an der galizischen Front bei einem feindlichen Angriff die Truppe kommandieren, weil sich Leutnant Etz, bevor es gefährlich wurde, mit fadenscheinigen Begründungen davongeschlichen hat. Doch trotz seiner Unerfahrenheit gibt er offenbar die richtigen Kommandos, denn die feindlichen Truppen ziehen sich nach einem heftigen Gefecht zurück - bis auf einen. Dieser rennt geradewegs in Adolfs Säbel hinein. „Der Zusammenstoss war furchtbar. [...] Eine warme klebrige Flüssigkeit strömte über Adolfs Gesicht [...]. Der russische Soldat lag auf dem Rücken am Boden des Grabens. Sein Bauch war aufgeschlitzt von der Leiste bis zum Brustkorb. Die Gedärme quollen heraus. [...]“ (S. 422) Adolf weicht dem verletzten feindlichen Soldaten nicht von der Seite. „Wie mit einer Eisenkette fühlte er sich gebunden an dieses Menschenwesen, dessen Leben am Erlöschen war. Das

Schicksal hatte sie aneinander geschleudert, in einem einzigen furchtbaren Augenblick.“ (S. 423) Symptomatisch werden die mutigen Taten von Bauers Protagonisten verkannt. Adolf ist keineswegs stolz darauf, den feindlichen Angriff souverän abgewehrt zu haben. Er begräbt dieses Ereignis in sich und statt ihm bekommt Leutnant Etz die Tapferkeitsmedaille verliehen, der sich nun mit fremden Heldentaten schmückt.

Gustav Bender kommt nicht an die Front. Er wird zunächst zur Verstärkung der Wachmannschaft eines Gefangenenlagers in die ungarische Stadt Papa geschickt. „Alle Juden einen Schritt vorwärts!“ lautet der Befehl des Oberleutnants bei Gustavs Ankunft. Da Gustav dem Befehl sofort Folge leistet, wird sein Mut belohnt, indem er „persönlicher Assistent“ beim Oberleutnant Wiehofer-Grassi wird. „Ich mag die Juden, weil sie gescheit sind. Die anderen zwei, weil sie oberscheit sein wollten, zum Latrineputzen!“ (S. 432)

Dem Antisemitismus - ein Hauptthema in den „Vorgängern“ - sind Bauers Protagonisten mehr als hundert Jahre lang, durch alle Generationen durch, in der gesamten Pentalogie ausgesetzt, sei es durch Repressalien Vorgesetzter, sei es durch lächerliche militaristische Anmassungsgesten. Abseits der Öffentlichkeit zerstört Antisemitismus aber auch private Beziehungen der



fotografierte Steffi Brandl exklusiv. Sie publizierte in Lifestyle-Zeitschriften wie *Wiener Mode* und der fashionablen Neugründung *die neue linie* sowie in Fotobüchern wie *Das Frauengesicht der Gegenwart*, wo unter dem Titel „Bakteriologin“ ein Portrait Nora Nathan-Katsers im modernen Blockstreifen-Strickkleid abgebildet wurde. Steffi Brandls Nahaufnahmen vor allem weiblicher Köpfe, oft in ungewohntem Querformat, trafen den progressiven Zeitgeist genau. Bald nahm sie Assistentinnen auf, etwa die 1914 in Chemnitz geborene und an der Photographischen Lehranstalt des Berliner *Lette-Vereins* ausgebildete Gerda Meyerhof oder die ebenfalls vom *Lette-Verein* kommende Ilse Siebert, die auch ein Modell der Fotografin war. Angeblich verband beide auch eine Liebesbeziehung. Ilse Siebert fotografierte ihrerseits für Brandls Studio den hochbetagten Max Liebermann.

Seit ihrer Niederlassung am Kurfürstendamm kennzeichnete Steffi Brandl ihre Fotografien mit einem Prägestempel mit signaturartigem Namenszug und Adresse, zu dem oft eine handschriftliche Signatur kam. Aus der Zeit um 1930 existieren Abzüge, die vorne den Prägestempel mit der Adresse am Kurfürstendamm und hinten einen Papier-Aufkleber mit der alten Adresse in Schöneberg zeigen. Etwa ab 1934 signierte sie gelegentlich mit Brandl-Olsen, dann nur noch mit Olsen, verwendete bis etwa 1935 jedoch ihren „Steffi Brandl“-Prägestempel. Sie dürfte sich Mitte der 1930er Jahre neu verheiratet haben.

In Wien starteten derweil ihre beiden jüngeren Schwestern beruflich durch. Dr. Elisabeth (Lilly) Katser war Nationalökonomin. Sie hatte an der Universität Wien Staatswissenschaften u. a. bei Othmar Spann studiert, der einen autoritären quasi-faschistischen Ständestaat propagierte. 1926 wurde sie mit ihrer bei Hans Mayer verfassten Arbeit „Leistungs- und Bedarfsprinzip in den antikapitalistischen Verteilungssystemen“ mit der Note Sehr Gut zur Dr. rer. pol. promoviert und war in der Folge im Umfeld des Spann-Kreises tätig, in dessen Zeitschrift *Ständisches Leben* sie 1932 Teile ihrer Dissertation unter dem Titel „Wertfreie« Wissenschaft in Geschichte und System der Lehre von der Wirtschaft“ publizierte. Nach ihrem Studienabschluss zog sie bei ihren Eltern in der Hegelgasse aus und bezog Ende 1932 eine Wohnung im neu errichteten ersten Hochhaus Wiens in der Herrengasse.

Lillys Zwillingsschwester Annie wurde in Landwirtschaft mit Schwerpunkt Phytopathologie beim Rektor der Wiener Universität für Bodenkultur Gustav Köck „Über die Resistenz verschiedener Apfelsorten gegenüber *Sclerotinia fructigena* und ihre Beziehung zur Wasserstoffkonzentration“ (publiziert in der *Phytopathologischen Zeitschrift*, Berlin, 1933, H. 2) promoviert. Als „Kopf einer Ingenieurin – Fräulein Dipl.-Ing. Annie Katser“ wurde ihr Portrait in der *neuen linie* und als „Dipl.-Ing. A. K.“ 1930 in *Das*

Frauengesicht der Gegenwart veröffentlicht. Bei Betrachtung der Portraits von Nora und Annie Katser fällt die physiognomische Ähnlichkeit mit dem als „Stefanie Gasser“ bezeichneten Portrait aus der Berlinischen Galerie auf. Bei der Dargestellten dürfte es sich ziemlich sicher entweder um Lilly Katser oder, weniger wahrscheinlich, um Stefanie Katser selbst handeln.

Lilly und Annie Katser emigrierten – trotz der doppelten Gefährdung besonders Lilly Katsers aufgrund ihrer jüdischen Herkunft und ihrer ideologischen Involvierung in den Ständestaat – nach dem „Anschluss“ von 1938 nicht. Ob sie keine Möglichkeit hatten oder sich nicht in Gefahr wähten, muss offen bleiben. 1940 zog Lilly Katser aus der Herrengasse in die Lange Gasse 74, zwei Jahre danach in die Riemergasse 10 und wenig später in die Tandelmarktgassee 1/21, vermutlich eine Sammelwohnung. Dort war zuletzt auch ihre Schwester Annie gemeldet. Beide wurden am 5. Januar 1943 mit Transport IV/14, 32 bzw. 33 (46a) nach Theresienstadt und von dort am 23. Januar mit Transport Cr. 1892 bzw. 1893 weiter nach Auschwitz deportiert.

Der pensionierte Moritz Katser gründete 1937 eine Holzgrosshandlung mit Sitz an der Wohnadresse der Katsers in der Reichsratsstrasse, die er nach dem „Anschluss“ liquidierte. Moritz und Else Katser meldeten sich April 1939 nach London ab, wohin Nora Nathan-Katser bereits von Berlin aus emigriert war. Als Nora Norton lebte sie an der Adresse 45 Princes House, Kensington Park Road. Moritz Katser starb im Exil 1943.

Stefanie Olsen emigrierte um 1935 nach New York. Dort dürfte sie in den 1950er Jahren wieder den Namen Brandl angenommen haben, unter dem sie für die Fotoagentur *Echo* arbeitete. In New York traf sie ihre Berliner Assistentin Gerda Meyerhof wieder, die nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten zunächst ins tschechoslowakische Asch (tschech. Aš) geflohen war, 1937 als Assistentin von Roman Vishniac in Krakau und Mukačevo (heute Mukatschewe, Ukraine) gearbeitet hatte und schliesslich 1938 nach New York kam. Nach der Geburt ihrer Töchter 1942 und 1944 gab Gerda Meyerhof die Fotografie auf und arbeitete als Retoucheurin. 1969 zog sie in die Schweiz, wo heute auch eine ihrer Töchter lebt.

Nach Kriegsende wandte sich „Miss“ Stefanie Olsen, New York, 119 W. 69th Street, an den Apostolischen Gesandten in den USA mit der Bitte um Auskunft über das Schicksal ihrer zum Katholizismus konvertierten Schwestern. Lilly und Annie Katser wurden 1947 für tot erklärt. Stefanie Brandl starb 1966 in New York. Teile ihres fotografischen Nachlasses kamen 1980 über Nora Nathan in den Besitz der Berlinischen Galerie.

Steffi Brandl – Wiederentdeckung einer Fotografin

Iris MEDER

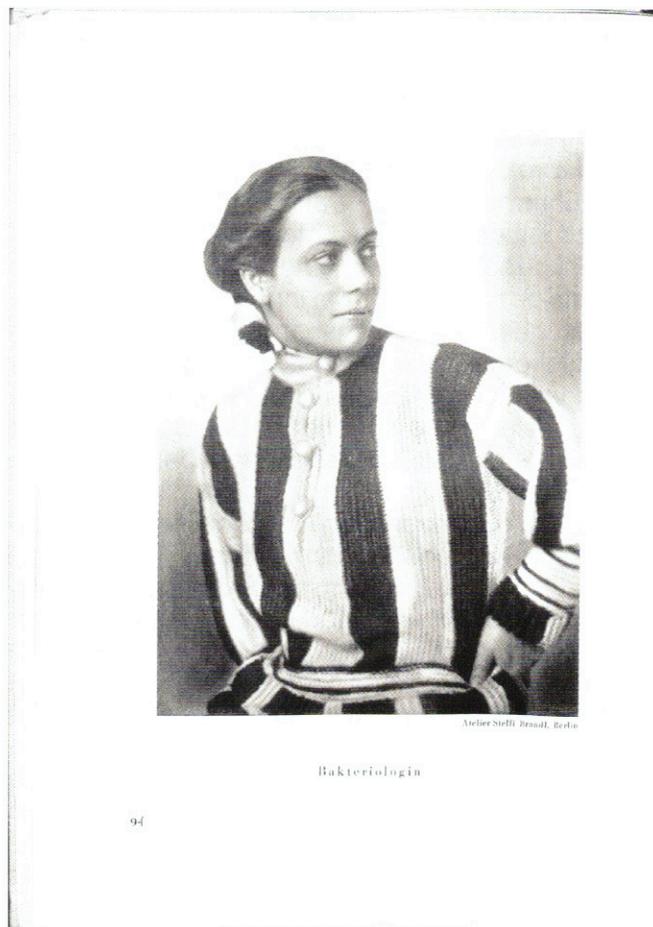
Als ich mit Andrea Winklbauer im Sommer 2012 für das Jüdische Museum Wien die Ausstellung „Vienna's Shooting Girls“ über jüdische Fotografinnen aus Wien vorbereitete, schien es, neben zahlreichen vergessenen, auch einige wenige Viten und Oeuvres zu geben, die nicht mehr recherchiert zu werden brauchten – darunter die der Fotografin Steffi Brandl.



Photographin

Ilse Siebert, Stephanie Brandls Assistentin. Quelle: Lothar Brieger, Das Frauengesicht der Gegenwart. Mit freundlicher Genehmigung: I. Meder.

Erst nach Drucklegung des Katalogs verdichtete sich beim Auspacken der Exponate der diffuse Verdacht, dass manche – wie sich herausstellen sollte, die meisten – der publizierten Angaben zu Steffi Brandl und ihrem Werk falsch waren: Bei der angeblichen Bezeichnung „Stefanie Gasser“ auf dem (in den Publikationen nicht abgebildeten) Passepartout eines Damenportraits handelte es sich nicht, wie in der Literatur immer wieder



Bakteriologin

Nora Nathan Katser, Annes Zwillingsschwester. Quelle: Lothar Brieger, Das Frauengesicht der Gegenwart. Mit freundlicher Genehmigung: I. Meder.

übernommen, um den Namen der Dargestellten, sondern um die handschriftliche Signatur der Fotografin, links unten, wie in anspruchsvollen Fotostudios damals allgemein üblich. Der Name war dabei nicht als „Gasser“ zu lesen, sondern vielmehr als „Katser“. Hinzu kam, dass es eine Stefanie Gasser an keinem der Wirkungsorte der Fotografin gab und eine Stefanie Olsen – so der angebliche Geburtsname Steffi Brandls – in den Archiven der Wiener Foto-Ausbildungsstätten nicht existierte. Weitere Recherchen brachten schliesslich etwas mehr Klarheit in den Lebenslauf der Fotografin und ihrer Familie.

Steffi Brandl wurde als Stefanie Katser, Tochter des 1866 im westslowakischen Malatzka (heute Malacky) geborenen Moritz (Maurice) Katser, Sohn von Dr. Simon Katser und Juliane (Julie) geb. Latzko, und seiner 1873 geborenen Frau Else geb. Guttman,

Grohmanns Buch Das zeitgemässe Holzhaus, das 1938 und in zweiter Auflage 1942 in Deutschland erschien, als jüdische Architekten schon lange nicht mehr arbeiten konnten, wird das Haus mit Abbildungen vorgeführt. Dort heisst es: „Die Innenräume sind ganz mit Edelhölzern ausgekleidet, und der Architekt hat es meisterhaft verstanden, durch fein abgewogene Verhältnisse und platzsparende Einbauten eine ungezwungene Raumstimmung zu erzielen.“

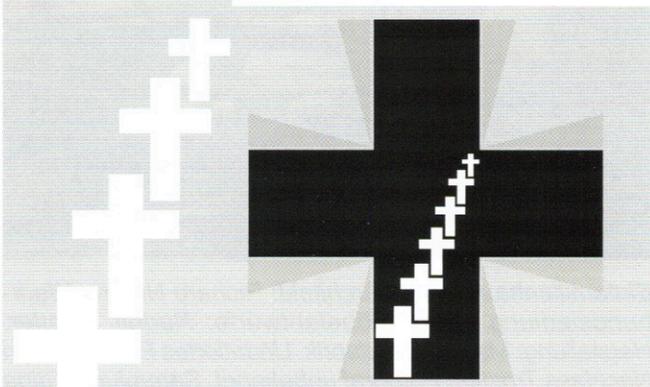
Unter den Wettbewerben, an denen Rudolf Trostler teilnahm, ist derjenige zur „Aufschliessung des Kahlenberges“, an dem er 1933 gemeinsam mit Strnads zweitem Privatassistenten Ludwig Haas teilnahm, wohl der wichtigste. Ihr Beitrag wurde einer der fünfzehn Preisträger unter immerhin 147 Teilnehmern, sicherlich ein bemerkenswertes Ergebnis für den erst 25 Jahre alten Trostler. Dank zweier kleiner Fotografien kann man sich ein Bild von dem Entwurf machen. Er besteht aus einem langgestreckten, flach gedeckten Kaffeerestaurant mit Aussichtsterrasse, einem Weekendhotel, Freilichtbühne mit Festwiese und grosszügiger Badeanlage mit Wasserturm und Aussichtswarte. Die Architektursprache ist modern, Gebäude und Aussenanlagen sind geschickt in die Topografie eingepasst, um die Schönheit der Landschaft zu unterstreichen.

Das Produkt jahrelangen Experimentierens mit Rohrverbindungen und Stahlskeletten für den modularen Wohnungsbau war die 1935 zusammen mit dem Ingenieur Franz Schuster eingereichte Auftragsarbeit für das Ministerium für Unterricht zum „Österreichischen rollenden Theater“. Die Planung sah einen zusammenlegbaren überdachten Theaterbau für ca. 1.500 Sitzplätze vor, der innerhalb weniger Stunden auf sechs Lastwagen verstaut werden konnte. Das Modell dieses Baues wurde 1936 auf der Internationalen Ausstellung für Theaterkunst in Wien gezeigt.

Die reflektierende Auseinandersetzung mit seiner Arbeit war Rudolf Trostler immer sehr wichtig. Als er zur Aufnahme in die Wiener Freimaurerloge „Zur Wahrheit“ eine „Bauarbeit“ vorlegen musste, verfasste er eine fast hundertseitige Schrift zum Thema „Architektur, Symbol und Religion“. Trostler war Mitglied der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs, legte aber dennoch im Februar 1938, allerdings schon unter demütigenden Umständen, noch die Zivilingenieursprüfung ab.

Die Zeichen waren deutlich. Im März 1938 verliess Rudolf Trostler zusammen mit seiner zukünftigen Frau, der Kinderärztin Corinna, genannt Cora Kleiner, Wien in Richtung Palästina. Dort hatte er endlich die Gelegenheit, als Architekt zu wirken, bis er 1987 sein grosses Büro in Jerusalem schloss. Er starb 1999 und ist auf dem Ölberg in Jerusalem begraben. Von seinen in Israel verwirklichten Arbeiten wird der zweite Teil dieses Artikels handeln.

österreichisches schwarzes kreuz



...,wünscht allen Lesern des DAVID
ein gesundes, friedvolles und
schönes Chanukkafest!“ ...

Kriegsgräberfürsorge

in Zusammenarbeit mit dem

BM.I



Das Sanatorium Maimonides-Zentrum

Elternheim, Pflegewohnheim, Krankenanstalt und Tagesstätte der Israelitischen Kultusgemeinde und dessen Mitarbeiter wünschen allen Leserinnen und Lesern ein friedliches und glückliches Chanukkafest und nehmen die Gelegenheit wahr, den Förderern des Maimonides-Zentrums ihren besonderen Dank auszudrücken.

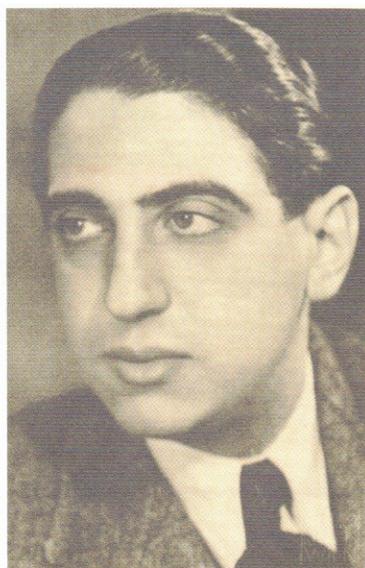
Für weitere Spenden zu Gunsten der
Bewohnerinnen und Bewohner des Maimonides-Zentrums
danken wir Ihnen im Voraus.

Von Wien nach Jerusalem

Der Architekt Rudolf Reuven Trostler (1908–1999)

Edina MEYER-MARIL

Wer in Jerusalem ein Auto hat, erneuert seine Papiere in einem Gebäude, das von ihm entworfen wurde. In den von ihm geplanten Hotels schlafen Nacht für Nacht Hunderte Menschen, seine Fabrikgebäude und andere Bauten bestimmen das Stadtbild, vor allem von Jerusalem, aber auch von Tel Aviv und so entfernten Orten wie



Rudolf Trostler, Dreissiger Jahre. Foto aus dem Nachlass von Rudolf Trostler. Fotograf unbekannt. Nicht datiert. Sammlung Edina Meyer-Maril, mit freundlicher Genehmigung.

Dimona, Beersheva oder Zefat – und dennoch ist sein Name nur wenigen bekannt: Rudolf Reuven Trostler gehört zu jenen Architekten, deren Werk in der Architekturgeschichte kaum erwähnt wird, weil es sich der Eingliederung in eine klare Strömung widersetzt. Doch die Qualität und Schönheit seiner Gebäude und Inneneinrichtungen haben eine eigene Überzeugungskraft, die es lohnend macht, Leben und Werk dieses Wiener Israelis genauer nachzugehen.

Rudolf Trostler wurde am 21. März 1908 in Wien geboren. Seine Eltern Hermann Trostler und Regina Hirsch stammten ebenfalls aus Wien. Wichtig für die persönliche Entwicklung Trostlers war Jakob Hirsch, der aus Bisenz (Bzenec) stammende Grossvater mütterlicherseits, der 1884 Anna Gansel geheiratet hatte und sich als Tapezierer im 5. Bezirk niederliess. Der Vater war Inhaber der Matro-Möbelfabrik, weshalb Trostler zunächst eine Tischlerlehre absolvierte und schliesslich auch Tischlermeister wurde. Aber statt das väterliche Geschäft zu übernehmen, studierte er von 1925 bis 1929 Architektur an der Wiener Kunstgewerbeschule bei Prof. Oskar Strnad, der ihn auch bald zu seinem Privatassistenten machte.

Die Begegnung mit Prof. Strnad sollte für Trostlers Leben entscheidende Bedeutung gewinnen. In seinen hebräisch geschriebenen Erinnerungen berichtet er ausführlich über das Studium und die Arbeit bei Strnad. Die mit Skizzen versehenen Vor-



Seidenhaus Hirschcron, 1936, Wien, 1., Tuchlauben 14-16, (zerstört). Foto: Studio Kraus Wien. Foto aus dem Nachlass Trostler, Sammlung Edina Meyer-Maril, mit freundlicher Genehmigung.

lesungsmitschriften hatte er mit in die Emigration genommen und sie dienten ihm in Israel sogar als Anregung bei einigen Bauten. Trostler schrieb über Strnad: „Er zeigte keine Beispiele, sondern er lehrte Denken, das Sich-Einfühlen und den Weg zum Endziel“. Strnads Architektur bezeichnete er als „Raumkonzepte der Freiheit“.

Nach dem Studium machte sich Trostler selbständig und begann, wie so viele andere jüdische Architekten auch, mit Inneneinrichtungen für Geschäftslokale und private Wohnungen für zumeist jüdische Auftraggeber. Das erste grössere Projekt in Wien war 1933 die Umgestaltung des Gartenlokals Seitko. Öffentliche Aufmerksamkeit erregte 1936 die Modernisierung des Seidenhauses Hirschcron in den Tuchlauben. Von 1932 bis 1938 hatte er jährlich einen der Damensalons des Unternehmers Hugo Weiss neu einzurichten. Trostler berichtet über die

die ja Grünberger sehr vertraut sein musste. Zweifellos gehörte damit die Hietzinger Synagoge zu den extravagantesten Gebäuden Wiens, die in der Zwischenkriegszeit errichtet wurden.

Dank effizienter Organisation, die sich offenbar der Leitung von Jelletz und der Umsicht des Kassiers Karl Kohn verdankte, ging der Bau dann sehr schnell voran, so dass man anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Hietzinger Tempelvereines bereits im Oktober 1929 die rituelle Einweihung vornehmen konnte, die in Anwesenheit der Vertreter der Israelitischen Kultusgemeinde und der Mitglieder der diversen Wiener Tempelvereine stattfand. Da die Inneneinrichtung zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht vollständig fertiggestellt war, plante man, eine offizielle Einweihung erst später vorzunehmen.¹² Die endgültige Fertigstellung des verhältnismässig klein dimensionierten, aber sehr elaborierten Tempels, der knapp 400 Gläubigen Platz bot, erfolgte dann allerdings erst 1931.¹³

Eine Erklärung dafür, dass sich die Komplettierung der Inneneinrichtung so lange hinzog, könnte in der äusserst schwierigen Zeitsituation liegen: 1929 erfolgte der Zusammenbruch der Boden-Creditanstalt, und es kam zu einer massiven Wirtschaftskrise, die die ohnedies schwache Konjunktur zum Erliegen brachte. Darüber hinaus wurde diese Zeit bereits von permanenten antisemitischen Krawallen an den Universitäten überschattet, und auch der Name Hitler - er stand bereits knapp vor der Machtergreifung - tauchte zunehmend in den Schlagzeilen auf. Angesichts solch düsterer Auspizien verwundert es nicht, dass der Bau, obwohl in einem ruhigen Villenviertel gelegen - aufgrund seiner freistehenden Lage allerdings besonders exponiert -, schon nach wenigen Jahren, während des Reichspogroms im November 1938 zerstört wurde. Bereits im folgenden Jahr 1939 wurde ein Abbruchverfahren durchgeführt und das „arisierte“ Areal verkauft. Heute befindet sich ein Wohnhaus an dieser Stelle. Neben einer bronzenen Gedenktafel weist auch eine Installation des Künstlers Hans Kupelwieser auf die zerstörte Synagoge hin.

Die weitere berufliche Laufbahn der beiden Architekten verlief sehr divergierend. Grünberger arbeitete bis zu seinem frühen Tod in Los Angeles. Obwohl er es nicht schaffte, als Architekt Fuss zu fassen, machte er doch immerhin eine bemerkenswerte Karriere, in dem er Art Director der bekannten Filmgesellschaft Warner Brothers wurde. In dieser Funktion stattete er mehrere Hollywoodfilme aus (u. a. „Atlantis“ 1930, „Central Park“ 1932 und „Stranded“ 1935). Seine Kontakte zu Wien rissen allerdings nie ganz ab. Nur kurze Zeit nach dem Tempelbau wurde er 1932 von Josef Frank eingeladen, am Projekt der Werkbundsiedlung in Wien-Lainz teilzunehmen. Grünberger realisierte in der Folge ein Doppelhaus in der Jagdschlossgasse 80, das sich in seiner funktionellen Schlichtheit dem allgemeinen Kanon der zeitgenössischen Moderne anpasste, der

er selbst jedoch im Grunde skeptisch gegenüberstand. Bereits drei Jahre später verstarb Grünberger, knapp dreiundfünfzigjährig, in Los Angeles. Der Architekt und Publizist Hans Adolf Vetter, der dem Umfeld von Josef Frank angehörte und das Projekt der Werkbundsiedlung tatkräftig unterstützt hatte, publizierte posthum einen Artikel Grünbergers, der sich mit den künstlerischen Möglichkeiten des Kinos in der Zukunft befasste. Es sollte Grünbergers Vermächtnis bleiben.¹⁴

Weit weniger erfolgreich gestaltete sich hingegen die Berufslaufbahn von Adolf Jelletz, den die Wirtschaftskrise in Österreich in die Armut gestürzt hatte und der mit Ausnahme des Synagogenbaus und der bereits erwähnten Wohnhausanlage am Margaretengürtel praktisch ohne Aufträge und Beschäftigung dastand. Mehrere Bettelbriefe, die er sich gezwungen sah an den Unterstützungsfonds der Genossenschaft der Künstlerhausvereinigung zu richten, dokumentieren seine verzweifelte finanzielle Lage.¹⁵ Nur knapp ein Jahr nach Grünberger verstarb auch Jelletz im Juli 1936 in Wien. Beiden blieb es erspart, die Zerstörung ihres bedeutendsten Werkes miterleben zu müssen.

1 Siehe dazu: P. Genee, Wiener Synagogen 1825-1938, Wien 1987 u. B. Martens /H. Peter, Die zerstörten Synagogen Wiens, Wien 2009

2 Die Ausschreibung endete mit März 1915 - siehe dazu: Der neue israelitische Friedhof in Wien (Hg. Israelit. Kultusgemeinde Wien), Wien 1928

3 Der Architekt 1921/22, S.75ff

4 Zur Ausführung gelangte der Entwurf von Clemens Holzmeister.

5 Siehe dazu die Kurzbiographie Grünbergers in: Visionäre und Vertrieben (Hg. M. Boeckl), Wien 1995, S. 333

6 Die drei ausgewählten Entwürfe stammten von Hugo Gorge, Ernst Lichtblau und Rudolf Perco. Hugo Gorge (1883-1934) gehörte dem Umkreis um Josef Frank und Oskar Strnad an, er war späterhin weitgehend als Innenarchitekt tätig. Ernst Lichtblau (1883-1963) war einer der bekanntesten Schüler Otto Wagners, er flüchtete 1938 in die USA. Rudolf Perco (1884-1942) war der einzige Nichtjude. Er arbeitete während des 2. Weltkrieges in der Wiener NS-Dienststelle der Bauabteilung von Hanns Dustmann und beging 1942 unter ungeklärten Umständen Selbstmord.

7 Siehe dazu „Standpunkt Geschichte“, in: David 2002, H.53., S.12

8 Weitere Preisträger waren Hugo Gorge, der sich neuerlich beteiligt hatte, Fritz Landauer und Richard Neutra, siehe dazu: U. Unterweger, Die Synagoge in Hietzing, in David, 2006, H. 70

9 Max Eisler, Der Wettbewerb um eine Wiener Synagoge, in: Österreichische Bau und Werkkunst 2.1925/26, S.1ff

10 A. Grünberger, Über das kalifornische Einfamilienhaus, in Bau und Werkkunst 2.1925/26, S.1

11 Die Wahrheit, 1928, H.27, S.13

12 Die Wahrheit 1929, H.42, S.16 Ob es je zu einer offiziellen Einweihung gekommen ist, ist fraglich.

13 Bericht der israelitischen Kultusgemeinde Wien über die Tätigkeit in der Periode 1929-32, Wien 1932, S.22 – Die Kultusgemeinde selbst hatte insgesamt 70.000 Schilling beigesteuert (heute rund 700.000 €).

14 A. Grünberger, Das Lichtspiel als Kunstwerk, in: profil 4.1936, H.1, S.6

15 Jelletz gehörte seit 1923 der Künstlervereinigung an und hat für diese gemeinsam mit Grünberger eine Ausstellung gestaltet. Insbesondere war Jelletz auch an der Ausgestaltung der jährlichen Faschingsfeste beteiligt. Ab 1929 erhielt er laufend Zuwendungen des Vereines. Siehe dazu: M. Tscholakow, Adolf Jelletz, in: Architektenlexikon Wien 1770-1945 (www.architektenlexikon.at)

Arthur Grünberger und die Hietzinger Synagoge

Ein Hauch von Hollywood in Wien

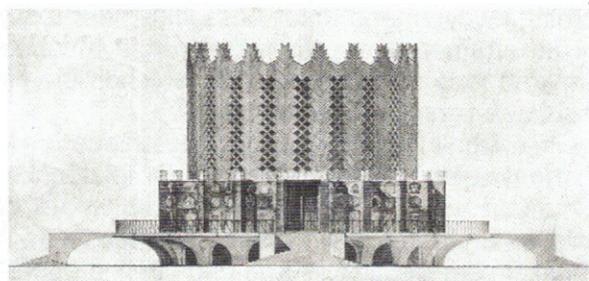
Ursula PROKOP

Arthur Grünberger (1882-1935) ist ein heute weitgehend unbekannter Architekt. Und doch hat er, in Zusammenarbeit mit seinem Mitarbeiter Adolf Jelletz, für die Wiener jüdische Gemeinde einen ganz bedeutenden, symbolträchtigen Bau verwirklicht: die Hietzinger Synagoge. Sie war einer der letzten in Wien errichteten Kultbauten vor der Machtergreifung der Nazis, und darüber hinaus auch ein architekturhistorisch äusserst bemerkenswertes Gebäude, das in vielerlei Hinsicht den Zeitgeist widerspiegelte¹

Die Lebensumstände von Grünberger verliefen in ihren Anfängen in den damals üblichen Bahnen. Als Sohn eines Kaufmanns im mährischen Fulnek geboren, studierte er in Wien von 1899- 1905 an der Technischen Hochschule bei Karl König (damals der einzige jüdische Professor) Architektur. Einer seiner Kommilitonen war der aus Wien gebürtige Adolf Jelletz (1879-1936), der später sein Mitarbeiter werden sollte. Wie zu dieser Zeit oft üblich, vervollständigte Grünberger sein Studium an der Akademie der bildenden Künste in der Meisterschule Friedrich Ohmanns, der damals einer der führenden Architekten war und unter anderem den Ausbau der Wiener Hofburg leitete. Als Zeitgenosse Otto Wagners vertrat Ohmann eine gemässigte Moderne mit sehr dekorativen Zügen - eine Ausrichtung, die auch späterhin viele seiner Schüler prägte. Aufgrund seiner liberalen Haltung wurde Ohmann - im Gegensatz zu Otto Wagner, der eher als antisemitisch galt - auch von vielen jüdischen Studenten geschätzt.

Bald nach Beendigung seines Studiums arbeitete Grünberger ab ca. 1913 als freier Architekt in Wien. Er errichtete einige Villen (zumeist in Zusammenarbeit mit diversen Partnern) und beteiligte sich kurz nach Ausbruch des 1. Weltkrieges bei dem Wettbewerb zur Errichtung der neuen israelitischen Abteilung am Wiener Zentralfriedhof, wo sein Entwurf immerhin mit einem Ankauf ausgezeichnet wurde.² Infolge der blutigen Kriegsgeschehnisse und der grossen Gefallenenzahlen blieb Grünberger bei dieser Bauaufgabe. Denn kurze Zeit später publizierte er Entwürfe für einen Kriegerfriedhof in Galizien, die sich wahrscheinlich seiner Tätigkeit während des Krieges in einem der vielen Militärbaubüros verdanken. Einige, allerdings erfolglose Wettbewerbsbeteiligungen in diesen Jahren erfolgten bereits in Zusammenarbeit mit seinem ehemaligen Studienkollegen Adolf Jelletz, der bis dahin gleichfalls nur einige Wohnhäuser realisiert hatte. Wirklich Aufsehen erregten die beiden jedoch erstmals 1921 mit ihrem Konkurrenzentwurf für ein

Krematorium am Wiener Zentralfriedhof. Obwohl ihr Projekt keinen Preis bekam, wurde es aufgrund seines phantasievollen Charakters von manchen dennoch als das Interessanteste bezeichnet.³ Sie planten einen gigantischen Rundbau, dessen Aussenhülle von einer netzartigen Ornamentierung überzogen sein sollte. Trotz der Aufmerksamkeit, die



Grünberger/ Jelletz, Konkurrenzentwurf für ein Krematorium, 1921. Quelle: Der Architekt 1922.

sie mit ihrem Entwurf erregten, blieben die beiden Architekten jedoch abermals erfolglos.⁴ Generell waren die Nachkriegsjahre in Österreich von einer desaströsen wirtschaftlichen Lage und praktisch einem völligen Darniederliegen der Bauwirtschaft geprägt, weshalb Grünberger gegen Ende 1923 in die USA emigrierte, um sich vorerst in San Francisco niederzulassen.⁵ Dessen ungeachtet blieb er mit Adolf Jelletz, der sich in Wien mehr schlecht als recht durchschlug, weiterhin in Kontakt, so dass sie sich schliesslich 1924 an der Konkurrenz für den Bau einer Synagoge in Hietzing beteiligen konnten.

Von Anbeginn an stand dieses Vorhaben unter keinem guten Stern. Erstmals war bereits 1912 vom Hietzinger Tempelverein ein Wettbewerb ausgeschrieben worden, wobei sich die damals sehr prominent besetzte Jury (darunter die Architekten Max Fabiani und Oskar Strnad) für keinen der Entwürfe entschliessen konnte und nur drei der Beiträge in die engere Wahl zog.⁶ Diese letztlich ungeklärte Situation verschleppte die Angelegenheit, die schliesslich durch den Ausbruch des 1. Weltkrieges völlig zum Erliegen kam. Auch in den ersten Wirren der Nachkriegsjahre war an eine Wiederaufnahme dieses Projektes nicht zu denken. Ganz im Gegenteil musste der Tempelverein befürchten, dass die galoppierende Inflation alle mühsam angesparten Rücklagen zunichtemachen könnte. Um dies zu verhindern, konnte 1924, noch kurz vor der Währungsreform, um damalige 700 Millionen Kronen (!) ein Baugrund an der Eitelberggasse 22 erworben

Victoria KUMAR

„Ort der Unruhe“ hat der 1965 in Klagenfurt geborene Künstler Ernst Logar seinen Film über die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Verbrechen in der ehemaligen SS-Kaserne Graz-Wetzelsdorf (der heutigen Belgierkaserne) und dem zwei Kilometer entfernten Schiessplatz Feliferhof und über das Erinnern daran genannt.

Diesem vielschichtigen Ort – Tatort, Grabstätte und Erinnerungsort Belgierkaserne – haftet Ungewisses und bloss Vermutetes an, konnte und kann der Nachweis über die Existenz weiterer Leichen nicht erbracht werden. Auch ist die Identität der bereits im Mai 1945 aufgefundenen Leichen von Hingerichteten am Feliferhof in den meisten Fällen nicht geklärt. Erinnerungsorte sollten nach Logar jedoch keine Ruhestätten, sondern „Orte der Unruhe“ sein, der Erinnerungsprozess ein lebendiger sein.

Nachforschungen über das Schicksal seines am 7. April 1945 wegen „Hochverrat und Zersetzung der Wehrmacht“ ermordeten Grossvaters Josef Logar führten den Filmemacher zu einer intensiven Auseinandersetzung mit den so genannten Verbrechen am Feliferhof, die er künstlerisch zunächst im Projekt „Den Blick hinrichten“ (2004) und danach im Film- und Ausstellungsprojekt „Ort der Unruhe“ (2013)¹ verarbeitet hat. Im Zentrum des Films steht die jahrzehntelange Kontroverse um die Errichtung eines Gedenkortes am Areal der heutigen Belgierkaserne und damit verbunden die Problematik offizieller Gedenkkultur, getragen von einer Vielzahl an AkteurInnen aus den Bereichen Politik, Wissenschaft und Kunst. In Interviews lässt Logar zahlreiche Personen, die an der Aufarbeitung der NS-Verbrechen am damaligen Kasernengelände und an der Planung und Realisierung der Gedenkstätte beteiligt waren, zu Wort kommen.

Die 1939 erbaute, 1941 der Waffen-SS übergebene im Südwesten von Graz gelegene SS-Kaserne Wetzelsdorf diente den Nationalsozialisten bis unmittelbar vor Kriegsende als Hinrichtungsstätte. Als Reaktion auf den Vormarsch der sowjetischen Truppen im Frühjahr 1945 wurden im April auf Befehl des steirischen Reichsstatthalters und Gauleiters Sigfried Uiberreither (1908–1984) vermutlich mehr als 200 jüdische ZwangsarbeiterInnen, WiderstandskämpferInnen, Kriegsgefangene und andere Personen ermordet und in Bombenkratern innerhalb der Kaserne und in einem Massengrab am Schiessplatz Feliferhof verscharrt. Mit dem Fund von 142 Leichen im Jahr 1945 begann „ein Kapitel österreichischer Vergangenheitsbewältigung“, das bis heute andauert. Auf die Exhumierung eines Teils der Opfer folgten unmittelbar nach der Befreiung eine feierliche Bestattung der Hingerichteten unter Teilnahme von tausenden GrazerInnen

und dem Versprechen, ihrer zu gedenken und die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen. Nach der Errichtung eines Denkmals für diese Opfer wurden diese aber in den Folgejahrzehnten fast vergessen. Der 1948 unternommene Versuch einer gerichtlichen Aufarbeitung scheiterte, so dass die Täter nie zur Rechenschaft gezogen wurden.

Das Gedenken an die Opfer erfuhr erst durch das persönliche Engagements des nun pensionierten Grazer Oberst Manfred Oswald eine Wiederbelebung, der im Dezember 1980 „gegen den Willen des steirischen Militärs“ (Oswald) und mithilfe der „Österreichischen Liga für Menschenrechte“ eine Gedenktafel² für die Opfer des Feliferhofs errichten liess und sich seither um eine kritische Erinnerungskultur und um sichtbare Gedenkzeichen an die NS-Verbrechen nicht nur auf steirischem Boden bemüht.

1995 liessen das steirische Militärkommando und das Land Steiermark einen internationalen Wettbewerb für die Gestaltung einer Gedenkstätte auf der Bundesheerschiessstätte Feliferhof ausschreiben, den der renommierte deutsche Künstler Jochen Gerz gemeinsam mit seiner Frau Esther gewann. Überzeugen konnte Gerz mit dem Denkmalprojekt „Gänse vom Feliferhof“, in welchem er das Ritual der Fahnenhissung aufgreift: Sind Rekruten anwesend, werden an der Stelle, wo sie antreten, Fahnenstangen aufgestellt und Fahnen gehisst, die beim Verlassen der Schiessstätte wieder eingeholt werden. Die Fahnen tragen Inschriften, die vom Ehepaar Gerz im ersten Jahr vorgegeben werden, alle weiteren Sprüche sollen im Rahmen eines vom Heeresgeschichtlichen Museum ausgeschriebenen Wettbewerbs von Soldaten selbst verfasst werden, wodurch andauernde Auseinandersetzung mit der Geschichte erfolgen könne. Gerz versteht seine Arbeit als „Warndispositiv“: „Das Mahnmal existiert nicht, wenn keiner das Ritual ausführt, aus dem es besteht. Es ist also von einer Aktivität abhängig. Insofern entspricht es den Gänsen des Kapitols im antiken Rom: Es ist etwas Lebendiges, das die Funktion eines Frühwarnsystems übernimmt. Was wir normalerweise in Objekte delegieren, ist da in den Menschen drin. An dem Tag, wo sich politisch in Österreich etwas verändert, ist es ganz klar, dass diese Arbeit nicht mehr tragbar ist. Sie würde verschwinden.“³

Bis heute ist das Projekt „Gänse vom Feliferhof“ nicht umgesetzt worden. Gerz' Auswahl der ersten Fahnentexte („Auf Mut steht der Tod“, „Verrat am Land wird dekoriert“, „Barbarei ist die Soldatenbraut“ und „Soldaten so heissen wir auch“⁴) stiessen auf Widerstand und wurden vom steirischen Militärkommando letztlich abgelehnt.

2008 beauftragte das Bundesministerium für Landes-

Dine PETRIK

An dem Tag, der eine Zeit ankündet, die kommen muss, fing das Kind an zu gehen, aus dem Haus, durch die Gasse hinaus. Durch den im Wald mündenden Weg, der immer ferner erschien. Vom Weg abfallend bis zum Horizont, in dem die Sonne versank, streckte sich ein Tal mit Kornfeldern aus, worin der Wind sein unentwegtes Spiel trieb. Wie das Meer, dachte das Kind, das das Meer nie gesehen hatte, drüben, zwischen den Hügeln muss sich die alte Bernsteinstrasse verstecken, bis Rom, dachte es. Morgen früh.

Jahre in, jahraus tuckerten die SiS-Lastwägen der Russen die Gasse herauf, um Esterházy's Hochwald abzuholen. Geschnitten und abgerindet wölbten sich die von Ketten gehaltenen Fichtenstämme beim Abtransport über die Laster. Nach starkem Regen blieben die Räder im Morast stecken. Die Bauern halfen mit Steinen und Pfosten aus.

Da war dieses Haus. Vor dem in der Gasse zurückgesetzten Haus blieb es stehen. Hineindenken in eine Herkunft, die zum Bleiben einlud. Nachdenken, warum an dem Haus jeder vorbei sah: Weiss getüncht, Sockel blau, spitzes Dach, Fenster klein, wie andere Häuser auch. Und ganz anders. Der Vorgarten ein Park mit Ornamenten aus Buchs. Die Wege voll weissem Kiesel. Schönbrunn, dachte das Kind, das Schönbrunn nie gesehen hatte. Da war diese Frau, die mit dem Kind sprach. Geredet wurde hier kaum, gebrüllt viel. Die Mutter wollte nicht, dass sich Frau Sirowatka mit dem Kind unterhielt, ihre Tochter Emmi besuchen, wollte sie nicht: Hat die Schwindsucht!

Herr Sirowatka war im Nachbarort im Sägewerk beschäftigt. Sowie er abends heim und die Gasse heraufkam, sammelte er mit Schaufel und Sack die Kuhfladen vom Boden auf, die er, mangels eigener Kühe, zur Düngung seiner Gärten brauchte. Er tat es ganz selbstverständlich, die Häme der Bauern kümmerte ihn nicht. Er redete kein Wort mit ihnen. Sohn Josef ebenfalls nicht. Wenn er auf der Gasse den Bruder des Kindes traf, konnte er Worte verlieren. Die zwei waren in etwa gleich alt, hatten den Krieg überlebt, der Bruder des Kindes als Deserteur.

„A feige Sau warst“, hörte das Kind einen Nachbarn zum viel älteren Deserteurbruder sagen. Nach einem Streit war die Frau der Mutter aus dem Weg gegangen. Das Kind staunte, als es – ein Körbchen Pfirsiche für die kranke Emmi, zu Sirowatkas geschickt wurde. Kind am Eisenzaun. Der zähnefletschende

Hund. Angst. „Nur herein, er tut nichts!“ Als es den Fuss in die Stube setzte, flirrte etwas an ihm vorbei. Die Pfirsiche kollerten zu Boden. Josef, der nach dem Hund geworfen hatte, sass mit Frau und Eltern am Bett der Emmi, die dem Kind die Hand gab. Wenige Tage später fand Emmis Begräbnis statt.

Josef Sirowatka war im Nachbarort als Gendarm angestellt. Nach der Heirat folgte die Versetzung ins südliche Rechnitz, wo er einige Jahre blieb. Plötzlich hatte er den Posten zu räumen und zugleich sein Elternhaus hier. Uniformiert, stolz und gerade, schritt er mit Frau und zwei kleinen Töchtern die heimatliche Gasse hinunter, um in einem Auto zu verschwinden. Zurückblieben verängstigte Eltern.

Etliche Wochen hindurch hielt sich nach dem Vorfall ein heftiger Tratsch in den Gassen: Versetzt, der ist weg, geschieht dem Kommerl ganz recht/ Im Gegenteil, der Nazi ist ja damals beteiligt gewesen/ Nie, da war der noch nicht aus dem Krieg zurück/ Was hat der Herr Gendarm da unten nach den Juden zu stierln gehabt, seien wir froh, dass die weg sind...

Siebzig Jahre später und ein paar Medienberichte mehr. Ob es Zeit ist für die Geschichte? „Studenten als Nazi-Jäger!“ stand zu lesen. Wieder eine Kreuzstadelgeschichte. Die eigene wieder verdrängen?

Auf Befehl eines Nazibonzen, der sich als Höhepunkt eines NSDAP-Gelages im Schloss Rechnitz geriert, anwesend die Schirmherrschaft, Gräfin Batthyány und Funktionäre der Kreisleitung Oberwart, betraut mit dem Südostwallbau, werden im März 1945 schnell noch ein paar ungarische Juden - zu krank für den Einsatz am Bau, weggeputzt, an die 180. Die Zeichen des Zusammenbruchs des „Tausendjährigen Reichs“ hatten sich wegsaufen lassen, bis unter Ortsgruppenleiter Franz Podezin beim Stadel das Abschiessen starten kann. Hilferufe und Todeschreie sind unüberhörbar, der Hall der Schüsse durchdringt dickste Mauern. Nach getaner Arbeit kehrt man erfrischt zum Schlossgelage zurück. Die 18 verschonten Juden, die die Toten zu verscharren haben, werden anderntags erschossen. Das Grab der Totengräber wird von russischen Besatzern entdeckt. Und auch das Massengrab selbst.

Trotz zahlreicher Suchaktionen, Grabungen, ist es bis heute nicht wiederzufinden. Bis Anfang der 1950er weiss man Bescheid. Nach einigen harmlos verlaufenden Prozessen setzt das Totschweigen ein. Einige Gerichtsprozesse betreffend die Causa.

**Gruppenpraxis für Allgemeinmedizin
Dr. Elyahu Tamir und
Dr. Michaela Tscheitschonig-Richling**

wünschen allen Freunden, Bekannten und Patienten
ein schönes Chanukkafest!

**Keller & Co
Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.
Buchengasse 174
A-1100 Wien
Tel.:01/6037264**

wünscht allen Leserinnen und
Lesern des DAVID und der
jüdischen Gemeinde in Österreich
ein friedliches Chanukkafest!

Ivan und Sonja Roth

wünschen allen Lesern
des DAVID
ein friedliches
Chanukka-Fest!

**NAS-NAS
Batterien**

Import Export Grosshandel

Familie Lanchiano
wünscht allen Kunden,
Freunden und Bekannten
ein friedliches Chanukka-Fest!

FAMILIE
ROBERT HERZLINGER

wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!

**Evelyn Ebrahim
Nahooray**

wünscht allen Freunden
und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!

Im Namen der Bezirksvorstehung 16
wünscht Bezirksvorsteher
Franz Prokop
allen DAVID-LeserInnen ein
friedvolles Chanukkafest!

Kontakt Bezirksvorstehung Ottakring:
1160 Wien, Richard-Wagner-Platz 19,
Telefon: +43 1 4000 - 16111,
E-Mail: post@bv16.wien.gv.at

bezahlte Anzeige

Simon DEUTSCH

Gesellschaft m.b.H & Co KG
IMPORT - EXPORT - TRANSIT

Büro: 1010 Wien, Fleischmarkt 7/4

Tel.: 01/533 75 72 Serie

Fax: 01/533 58 79

E-Mail: s.deutsch@simon-deutsch.com

DIE BESTEN WÜNSCHE ZUM CHANUKKA-FEST

Mag. Tina Walzer

und Familie
wünschen allen Freunden
und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!

**Familie
Andreas und Ivan
Holler**

wünscht allen Freunden
und Bekannten
ein schönes und
friedvolles Chanukkafest!

Ing. Franz Mészáros

wünscht allen Freunden
und Bekannten
ein schönes Chanukkafest!

**CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEGHUBER
BEZIRKSRÄTIN A.D.**

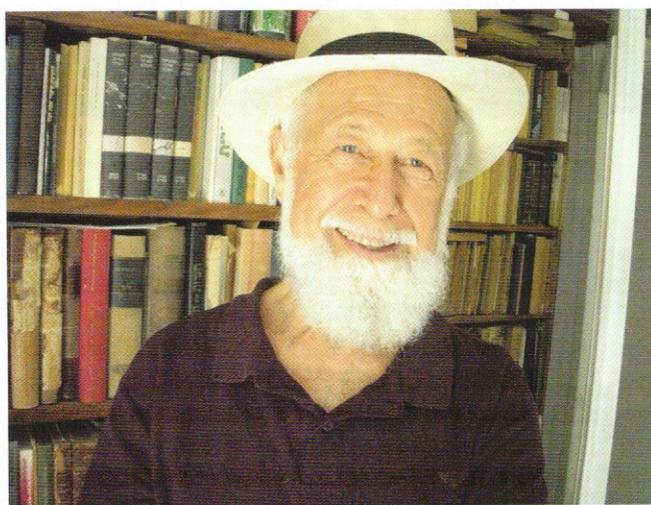
wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein friedliches Chanukkafest!

„Wahr ist, was sich träumen lässt“

Zu Besuch bei Elazar Benyoëtz, dem in Wiener Neustadt als Paul Koppel geborenen Dichter

Ludwiga REICH

Ratlos irrt mein Blick über die hebräischen Buchstaben neben den Klingelknöpfen. Dass in Tel Aviv die Namensschilder hebräisch beschriftet sind, damit hätte ich rechnen müssen. Die pfingstliche Lösung der Sprachverwirrung erscheint in Gestalt eines mürrischen Briefträgers. Er versteht weder mein Deutsch noch mein Englisch, aber auf einem der Postfächer, die er öffnet, steht in lateinischen Buchstaben „Koppel“, und mit Händen und Füßen deute ich ihm, wo die zugehörige Klingel sei. Unwillig drückt er auf einen Knopf, der Türöffner summt und ich stürze in den kühlen dunklen Flur.



Herr Benyoëtz.

Das Stiegenhaus – ein extrem schmaler Schacht – windet sich rechtwinkelig empor, mein Herz klopft. Gleich werde ich ihm gegenüber stehen, dem Berühmten, dem vielfach Ausgezeichneten, dem Träger u.a. des Adalbert-von-Chamisso-Preises, des Theodor-Kramer-Preises, des Justinus-Kerner-Preises, des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland für die Verdienste um die Deutsche Sprache, des Österreichischen Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst usw. usw., und natürlich auch des Ehrenabzeichens der Stadt Wiener Neustadt.

Von oben kommt ein rasches sportliches Trappeln – ich drücke mich an die Wand des stockdunklen Schachts, um den Eiligen vorbeizulassen – da steht ER vor mir: Elazar Benyoëtz. Gross, schlank, einen Strohhut verwegen auf dem Kopf, und mit einem unglaublichen, jungenhaften Lachen.

Als gegenwärtig wohl grösster Meister des deutschen Aphorismus wird er bezeichnet, jener kürzesten Form eines weittragenden Gedankens. Fast 50 Bücher sind bisher erschienen. Geschliffen scharf, gestochen sind seine Formulierungen, nie aber nur

einem oberflächlichen Wortspiel, einem brillanten Klang verpflichtet, sondern immer voll tiefgründiger Auseinandersetzung mit seinen Lieblingsthemen: der Sprache („Die Idee gibt mir das Wort, ich bringe es zur Besinnung“), der Liebe („Liebe entwaffnet nicht, sie überwältigt nur“) dem Glauben („Der Zweifel sichert dem Glauben seine Glaubhaftigkeit“).

In den Kurzbiografien erscheint das Thema seines Sprachwechsels sehr einfach: Israelischer Schriftsteller, der, nach hebräischen Anfängen, auf Deutsch publiziert. 1937 in Wiener Neustadt geboren, 1938 Emigration der Familie nach Palästina, ein Rabbinerstudium, Beruf aber nie ausgeübt, statt dessen Arbeiten für Zeitungen, in Bibliotheken etc., immer den Wunsch, Dichter zu werden, vor Augen. Erste Veröffentlichungen, vorwiegend Lyrik, in hebräischer Sprache. 1964 bis 1968 in Berlin, ab etwa 1969 nur mehr Veröffentlichungen auf Deutsch.

Aber war das auch in Wirklichkeit so einfach? Welche Muttersprache hat ein Mensch, der als Kleinkind das sprachliche Umfeld verlassen muss, in eine vollkommen fremde Sprachwelt geworfen wird? In welchen tiefen Schichten bleiben die ersten liebevollen Worte der Mutter, bleiben die pränatalen Eindrücke, bleibt der Klang der Sprache, die rundherum in der Stadt wogt und klingt, abgespeichert?

Der kleine Paul wurde in die tiefreligiöse jüdische Familie des Kaufmanns Gottlieb Koppel geboren, dessen Vater Eliezer sogar ein eigenes Bethaus hatte



Herr Benyoëtz und seine Frau in ihrer Wohnung in Tel Aviv.

errichten lassen. Ausschliesslich Deutsch wurde dort gesprochen. Vielleicht hörte das Baby auch ein bisschen Ungarisch, die Mutter stammte aus Pressburg und ihre Aussprache soll so wunderschön gewesen sein, dass oft Leute kamen, nur um ihr Ungarisch zu

hinein. Am Nachhauseweg sagte mein Vater zu mir: „Jetzt hast Du gesehen, wie Menschen leben.“. Ich erinnere mich klar an seine Worte. Er brachte mir bei, dass es keine Menschen gibt, die wertvoller als andere sind. Er sagte auch, dass es im Judentum keine Aristokratie im herkömmlichen Sinn gäbe. Nur Wissen und Bildung schaffen einen jüdischen Adel. Eine andere Geschichte passierte, als ich ein junger Mann von etwa 20 Jahren war. Eines Tages sass ich in meinem Zimmer mit einer Freundin, die einen Schinken dabei hatte. Vater klopfte an die Tür des Raums und trat ein. Als er das Mädchen und den Schinken am Tisch sah, sagte er bloss: „Entschuldigung, ich habe nur etwas vergessen.“ Den Vorfall mit dem Schinken hat er niemals erwähnt. Mein Vater war der liberalste Mensch, der mir je begegnet ist. Und er war stets rücksichtsvoll.

DAVID: Die Erinnerungen an Ihre Kindheit sind mit Büchern und Sprachen verwoben. Polnisch und Jiddisch wurde in Ihrem Elternhaus, das voller Bücher auf Deutsch, Polnisch und Hebräisch war, gesprochen. Gibt es eine Sprache, zu der Sie sich aufgrund von Erinnerungen besonders verbunden fühlen?

Marcus Klingberg: Meine erste Sprache war Polnisch und ich muss zugeben, dass es in der Schule der einzige Gegenstand war, wo ich sehr gut war. Ich habe Polnisch geliebt und tue es noch immer. Die zweite Sprache, die ich am meisten liebe, ist Hebräisch. Als ich im Haus meiner Grosseltern wohnte, wurde ich zunächst in einen Cheder³ geschickt, wo der Melamed⁴ uns die Bibel in einer jiddischen Übersetzung beibrachte. Da ich aber kaum Jiddisch verstand – Vater wollte nämlich, dass wir Kinder Polnisch ohne einen jiddischen Akzent sprechen –, hat mich der Melamed mit einem Stock geschlagen. Eines Tages bemerkte einer meiner Tanten die Blutergüsse auf meinem Körper. Am nächsten Tag verliess ich den Cheder und wurde auch nie mehr auf eine religiöse Klasse geschickt. In der polnischen Schule, die ich besuchte, waren nur zwei Juden in meiner Klasse. Wie auch immer wollten mein Grossvater und meine Tanten, dass ich den Talmud lerne und so schickten sie mich zu einem Privatlehrer.

DAVID: Ein Kapitel Ihrer Autobiographie ist Ihrer verstorbenen Ehefrau Wanda Jasinska gewidmet. Sie war Doktorin der Mikrobiologie und eine Überlebende des Warschauer Ghettos. Ihre Gattin war nicht nur die starke Frau hinter Ihnen, sondern auch die aussergewöhnliche Frau an Ihrer Seite – vor allem, als sie von Ihrer Arbeit für die Sowjetunion erfuhr.

Marcus Klingberg: Sie war eine sehr, sehr starke Persönlichkeit. Meine Tochter ist genau so wie sie. Am Institut in Ness Ziona wurde meine Frau von allen respektiert. Sie hatte ein aristokratisches Auftreten und war eine wirklich besondere Persönlich-

keit. Niemals erzählte sie von ihrer Zeit im Ghetto, ausser den Menschen, die ein ähnliches Schicksal wie sie teilten. Darüber hinaus verweigerte sie Wiedergutmachungszahlungen mit folgenden Worten: „Ich nehme kein Geld, das mit Blut bedeckt ist.“ Was meine Arbeit für die Sowjetunion betrifft: Davon erzählte ich ihr erst, als die Sowjets dies vorgeschlagen haben. Ich selbst habe sie nicht aufgefordert, dass sie sich mir anschliesst. Sie machte mit, weil sie der Meinung war, dass es auf der Hand liegt.

DAVID: Im Jahre 1985 reiste der britische Reporter Peter Pringle nach Israel, um Sie dort zu besuchen. Wie er in seinem *The Guardian*- Artikel *Marcus Klingberg: The Spy who knew too much*⁵ schrieb, waren Sie allerdings „verschwunden“. Während dieses „Verschwindens“ erlebten Sie eine schreckliche Zeit. Irgendwie scheint es, dass Menschen sich mitunter selbst an schlimme Situationen anpassen können, vermutlich aufgrund eines Überlebenswillens. Eine Frage bleibt: Wie kann man mit diesen Erinnerungen weiterleben?

Marcus Klingberg: Diese Frage ist leicht zu beantworten. Nehmen Sie zum Beispiel jemanden, der das Ghetto oder ein nationalsozialistisches Konzentrationslager überlebt hat. Man kann sein Schicksal nicht mit meiner Inhaftierung vergleichen, wo ich im Gefängnis die ganze Zeit gekämpft habe. Ich kann mit diesen Erinnerungen leben.

DAVID: Ihr Buch endet mit sehr persönlichen und berührenden Worten Ihres Enkels Ian Brossat, der für die Kommunistische Partei Frankreichs als Abgeordneter in der Pariser Stadtregierung tätig ist. In Ihrem Vorwort schreiben Sie, dass Sie stolz auf ihn sind, weil er an den Kommunismus glaubt, auch wenn er die sowjetische Variante nicht bevorzugt. Er setzt Ihren Weg fort.

Marcus Klingberg: Im Alter von 16 schloss Ian sich der Kommunistischen Partei Frankreichs an. Bis vor einem ha-

lben Jahr war er Vorsitzender der Linksfront, einer Teilorganisation der Kommunistischen Partei Frankreichs. Derzeit ist er stellvertretender Bürgermeister von Paris im Bereich Wohnbau.

DAVID: Haben Sie vielen Dank, dass Sie sich Zeit für das Gespräch genommen haben. Es war eine grosse Freude, mit Ihnen zu sprechen.

1 <http://www.haaretz.com/weekend/week-s-end/not-afraid-to-go-all-the-way-1.231923>

2 <http://www.haaretz.com/weekend/week-s-end/the-best-keeper-of-secrets-in-the-world-1.229743>

3 Religiöse Schule für kleinere Kinder. Das hebräische Wort Cheder bedeutet „Zimmer“.

4 Lehrer in einem Cheder.

5 <http://www.theguardian.com/world/2014/apr/27/marcus-klingberg-soviet-spy-kgb>

„Ich war Kommunist und bin es bis heute“ Der Weg des Marcus Klingberg

Monika KACZEK

Heuer erschien im Prospero Verlag eine Autobiographie, in der sich die Geschichte des 20. Jahrhunderts dramatisch widerspiegelt: Der letzte Spion von Marcus Klingberg und Michael Sfar (siehe dazu auch die Rezension auf Seite 67). Das Buch erzählt das Leben des Kommunisten und weltweit renommierten Epidemiologen Marcus Klingberg.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, den er in der Sowjetunion überlebt, wandert Marcus Klingberg mit seiner jungen Familie nach Israel aus. Dort wird er Seuchenspezialist von internationalem Rang und beginnt, für den KGB zu arbeiten. 1983 wird er von einem israelischen Gericht wegen Spionage zu zwanzig Jahren Haft verurteilt. Seit seiner Freilassung lebt Marcus Klingberg bei seiner Tochter Sylvia in Paris.

DAVID: Im Jahre 2007 erschien in Israel Ihre Autobiographie *Ha'meragel Ha'acharon/Der letzte Spion*. Damals schrieb Yitzhak Laor in der Zeitung *Ha'aretz* eine ausführliche Rezension mit dem Titel *Not afraid to go all the way*.¹ Am Ende des Artikels meinte Laor: „Menschen, die den ganzen Weg gehen, sind interessanter als diejenigen, die in der Mitte der Strasse stehenbleiben.“ Welche anderen Rezensionen oder Artikel erschienen in Israel noch zu Ihrem Buch?

Marcus Klingberg: Über Laors Artikel habe ich mich sehr gefreut, doch in einem Punkt hat er sich geirrt, als er schrieb, dass ich meine Autobiographie weder auf Polnisch noch auf Hebräisch verfassen hätte können. Beide Sprachen beherrsche ich fließend. Neben *Ha'aretz* gab es Rezensionen über meine Biographie in den Zeitungen *Yedioth Ahronoth* und *Maariv*. In allen Besprechungen wurde mein Buch als sehr interessant bezeichnet. Darüber hinaus war es sieben Wochen lang an der ersten Stelle der Bestsellerliste von *Ha'aretz*. Neben Laors Artikel gab es in dieser Zeitung noch eine andere Besprechung: *The best keeper of secrets in the world*.² Der Autor ist Yossi Melman, ein Experte auf dem Gebiet Geheimdienste und Spionage.

DAVID: Sie verfassten Ihre Biographie gemeinsam mit Michael Sfar, einem Rechtsanwalt und bekannten israelischen Menschenrechtsaktivisten. Übrigens ist es auch bemerkenswert, dass Sie seinen Grossvater David Sfar 1943 in Moskau kennengelernt haben. Wie war Ihr Arbeitsprozess mit Michael Sfar beim Verfassen von *Der letzte Spion*?



Michael Sfar, Koautor von *Der letzte Spion*. Foto: Michael Sfar, mit freundlicher Genehmigung.

Marcus Klingberg: Im Jahre 1943 studierte ich Epidemiologie am Sowjetischen Zentralinstitut für Weiterführende Studien für Ärzte in Moskau. Das Studium, bei dem ich der jüngste Teilnehmende war, schloss ich mit Auszeichnung ab. Unter den 25 Teilnehmern des Kurses, die aus allen Republiken der Sowjetunion kamen, war ich der einzige, der nicht in der UdSSR geboren wurde. Während dieser Zeit in Moskau lernte ich Wanda Wasilewska kennen, eine sehr bekannte polnische Autorin und kommunistische Aktivistin. Sie war auch die Vorsitzende des Bundes Polnischer Patrioten in der Sowjetunion und spielte eine bedeutende Rolle bei der Gründung einer polnischen Division

innerhalb der Roten Armee. Im Bund Polnischer Patrioten gab es auch eine jüdische Gruppe und eines Tages wurde mir deren Vorsitzender, der jiddische Poet David Sfar, vorgestellt. Am ersten Tag meines Hausarrests in Israel kam ein junger Rechtsanwalt vom Büro meines Anwalts Avigdor Feldman auf Besuch zu mir. Wie viele Israelis stellte er sich nur als „Michael“ vor, ohne seinen Nachnamen zu nennen. Ich wurde neugierig und fragte ihn nach seinem Familiennamen. Als er ihn mir nannte – „Sfar“ –, war ich überrascht, weil der Name nicht häufig vorkommt und ich erzählte Michael, dass ich 1943 einen gewissen David Sfar in Moskau kennengelernt habe. Michael antwortete enthusiastisch: „Das war mein Grossvater! Ich muss jetzt gleich meinen Vater anrufen...“. Leider habe ich David Sfar in Israel, wohin er 1969 emigriert ist, niemals getroffen. Er hat nie aufgehört, ein Kommunist zu sein. Michaels Grossvater mütterlicherseits war auch eine wichtige Persönlichkeit: der berühmte Soziologe Zygmunt Bauman. Als ich im Gefängnis

© David Bohmann



VBGMin. Mag^a. Renate Brauner



© Hubert Dimko

Bgm. Dr. Michael Häupl



© Lukas Beck

VBGMin. Mag^a. Maria Vassilakou

© Alexandra Kromus



StRin Sandra Frauenberger



© Votava

StR Christian Oxonitsch

© Peter Rigaud



StRin Mag^a. Sonja Wehsely



© Sabine Hauswirth

StR Dr. Michael Ludwig

© Christian Houdek



StRin Mag^a. Ulli Sima



© Sabine Hauswirth

StR Dr. Andreas Mailath-Pokorny

*Wir wünschen
allen jüdischen
Bürgern und Bürgerinnen
in unserem Lande
und allen Lesern des DAVID
ein schönes Chanukkafest.*



*Im Namen der Wiener
Sozialdemokratinnen
und Sozialdemokraten
wünsche ich allen Leserinnen
und Lesern ein schönes,
friedvolles Chanukka-Fest.*

*Dr. Michael Häupl
Bürgermeister*





Chanukka soll Wärme, Helligkeit und Hoffnung in die Welt bringen.

Allen jüdischen Freunden im gesamten deutschsprachigen Raum und ihren Familien wünsche ich ein frohes und friedvolles Lichterfest.

Horst Seehofer

Vorsitzender der Christlich-Sozialen Union
Bayerischer Ministerpräsident



Liebe Leserinnen und Leser,

als Generalsekretärin der Freien Demokratischen Partei darf ich Ihnen allen herzliche Grüße zu Chanukka 2014 übermitteln.

Im Gedenken an die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem vor 2000 Jahren begehen Sie heute Chanukka als Lichterfest und erinnern damit gleichsam an den erfolgreichen Aufstand der Makkabäer gegen die Fremdherrschaft.

Nicht nur im Judentum, auch im Christentum gibt es mit dem Advent in der dunklen Jahreszeit ein Fest des Lichts. Der Anlass mag verschieden sein, aber das Licht der Kerzen und der Austausch von Gaben sind ein einigendes Band zwischen beiden Festen und Religionen. Licht wird stets mit Leben und Wärme verbunden und wirkt als Kraftquell in schwierigen Zeiten. Zugleich ist Licht Symbol für das friedliche Miteinander der Religionen und Traditionen. Nutzen wir deshalb die Zeit des Lichts, um gemeinsam Kraft zu tanken. Es gibt meines Erachtens zwischen Juden und Christen weit mehr Verbindendes als Trennendes. Auch und gerade angesichts der politischen Entwicklungen in dieser Zeit.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen Chanukka sameach!

Ihre

Nicola Beer





HIMMLISCHER ADVENTSZAUBER

IN DEN HISTORISCHEN GASSEN UND BÜRGERHÄUSERN VON RUST.

In der Freistadt Rust werden die Bürgerhäuser wieder auf Vordermann gebracht, denn bald ist es soweit – **noch bis zum 21. Dezember** – dürfen wieder **exquisite Weihnachtsmärkte** bestaunt werden.

Im stimmungsvollen Ambiente kann man von **Freitag bis Sonntag von 14.00 bis 19.00 Uhr** die Vorweihnachtszeit genießen und das ein oder andere Geschenk aus den malerischen Bürgerhäusern mit nach Hause nehmen.

Wie schon im Vorjahr wird es auch heuer den **Adventmarkt am Rathausplatz** geben, der Sie bei Speis und Trank zum Verweilen einlädt. Aufgrund des Erfolges dürfen wir uns hier ebenfalls über Zuwachs freuen. Vom Krapfenbäcker, über Schafwollprodukte oder Holzarbeiten aus Hortischon bis hin zum Christbaumschmuck ist nun neben den altbewährten Schmankerln auch am Rathausplatz alles vertreten. Ein bunt gemischtes Programm sorgt für die musikalische Umrahmung am Platz, wo es auch bei Schönwetter ein ökumenisches Krippenspiel der Ruster Kinder geben wird.

Apropos Kinder, die haben heuer einen ganz besonderen Stellenwert. Basteln, Kinderschminken oder Baby- & Kinderfotoshooting – da kommen die kleinen Stars ganz groß raus.

Dem große Erfolg des „Gans Burgenland Genuss Festivals“ haben wir es zu verdanken, dass sich auch erstmals die regionalen Produzenten und Gastronomen von Nord bis Süd in Form eines Burgenland Dorfes am Conradplatz präsentiert werden. Produkte vom Moorochsen oder vom Apfel, ebenso wie Hammerfleisch und Uhudler, um nur einige zu nennen! **So schmeckt regional ...**

Neben dem Rahmenprogramm wird es auch wieder viele **Konzerte** und **Veranstaltungen** geben, die es zu besuchen lohnt.

Pressekontakt:

Tourismusbüro Rust

Stefanie Ernst, MSc

Conradplatz 1 | 7071 Rust

Tel.: +43-2685 502 | Fax: DW 10

info@rust.at | www.rust.at

Schulbau in Wien

Entgeltliche Einschaltung

Moderne Schulgebäude müssen für Unterricht und Freizeitangebote zugeschnitten sein. In Wien wird der Neubau von Schulen auf hohem architektonischem Niveau umgesetzt.

Das Schulsanierungspaket 2008 bis 2017 stellt für die Stadt Wien ein Jahrhundertprojekt dar. An insgesamt 242 allgemein bildenden Pflichtschulen werden Substanz erhaltende Massnahmen durchgeführt. Dies erfolgt in einem Zeitraum von zehn Jahren mit einem Gesamtaufwand von zirka 570 Millionen Euro. Die für die Finanzierung zuständigen Bezirke haben das Angebot der Wiener Stadtverwaltung angenommen, sämtliche Massnahmen mit 40 Prozent zu fördern. Die Abteilung Wiener Schulen (MA 56) als Bauherr organisiert die verwaltungstechnischen Vorgänge rund um das Schulsanierungspaket.



Wiener Campus Modell

Wien geht bereits seit dem Jahr 2009 mit dem Campus Modell neue Wege beim Bau von Bildungseinrichtungen. Das Campus Modell Wien vereint als multifunktionale Bildungseinrichtung Kindergarten, Schule und Freizeitpädagogik an einem Standort, welcher architektonisch auf die Bedürfnisse des Bildungsalltages abgestimmt ist. Das pädagogische Konzept des Campus Modells hat eine Bildungseinrichtung ohne Nahtstellen zwischen den Einrichtungen Kindergarten und Schule zum Ziel. Das Wiener Campus Modell umfasst ganztägige Bildungseinrichtungen für Kindergarten- und Schulkinder. Unterrichts- und Freizeiteinheiten werden an einem Ort zusammengefasst. In der Zeit von 8 bis 15.30 Uhr wechseln einander Lerneinheiten und Freizeitangebote ab. Darüber hinaus gibt es bei Bedarf Betreuungsangebote ab 6.30 beziehungsweise bis 17.30 Uhr. Der Tagesablauf folgt einem Rhythmus aus Lern- und Freizeitphasen, die konzentriertes

Arbeiten ermöglichen sowie Ruhe und Kreativität zulassen. Jetzt wird das bisherige Konzept von Kindergarten und Schule unter einem Dach zum sogenannten „Campus plus“ erweitert.



Schulklassen und Kindergartengruppen rücken zusammen

Erreichen möchte man dies in erster Linie damit, dass jeweils vier Schulklassen und zwei Kindergartengruppen räumlich zusammenrücken: Sie werden auf einer Ebene zu sogenannten „Bildungsbereichen“ mit multifunktionalen Räumen zusammengefasst. Die Kinder halten sich dabei nicht ausschliesslich in „ihrem“ Klassen- oder Gruppenraum auf, sondern können sich frei bewegen und beispielsweise selbstständig eine andere Gruppe besuchen oder das Angebot des multifunktionalen Bereiches nutzen. Weiters sollen in den Bildungsbereichen jeweils auch eine Klasse für Kinder mit Behinderungen und eine heilpädagogische Kindergartengruppe untergebracht sein. In den Bildungsbereichen werden Kinder im Alter von null bis zehn Jahren miteinander den Tag verbringen. Ein Campus soll bis zu vier derartige Bereiche, also mindestens 21 Schulklassen und 12 Kindergartengruppen, für rund 750 Kinder beherbergen.

„Campus plus“ an allen neuen Standorten.

Das bisherige Wiener Campusmodell mit Kindergarten, Volksschule und Freizeitpädagogik unter einem Dach wurde bereits an den drei Standorten Campus Monte Laa, Campus Gertrude Fröhlich-Sandner und Campus Donauefeld verwirklicht. Bereits im September diesen Jahres wurde der Campus Sonnwendviertel am Hauptbahnhof eröffnet. Erstmals gibt es hier nicht nur Volksschule und Kindergarten, sondern auch eine Neue Mittelschule an einem gemeinsamen Standort. Im Mai wurde ausserdem die Dachgleiche des Campus in der Seestadt Aspern gefeiert. Eröffnet

Die Mikwe von Hohenems

Architekturhistorische Betrachtung

Julia ESS

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand eine von der Aufklärung geprägte Reformbewegung im Judentum. Damals erfuhren Mikwen sowohl von nichtjüdischer als auch reformorientierter jüdischer Seite zunehmend Kritik als gesundheitsschädigend und unhygienisch.

Sanitätspolizeiliche Reglementierungen und Empfehlungen für die Errichtung sowie Nutzung ritueller Bäder führten in vielen Gemeinden zur Schliessung, Adaptierung oder zum Neubau von Mikwen. Die Entstehungsgeschichte der Mikwe von Hohenems (Vorarlberg) fällt in genau diese Zeit. Das Gebäude mit einem grundwassergespeisten Tauchbecken wurde 1829 als Ersatz für ein „unzumutbares“ Kellerbad errichtet und wahrscheinlich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts als Mikwe genutzt. Die Hohenemser Mikwe gilt derzeit als das älteste in Österreich erhaltene jüdische Ritualbad.¹

Vorgängerbauten

Aron Tänzer, der von 1896 bis 1905 in Hohenems als Rabbiner tätig war, berichtete im Jahr 1905 erstmals über die Mikwen in Hohenems: Es habe bestimmt schon im 17. Jahrhundert eine Mikwe im Ort gegeben. Tänzer vermutet das Ritualbad „in ganz alter Zeit im oder beim ehemaligen jüdischen Waschhause“. Zum Ende des 18. Jahrhunderts befand sich eine primitive Mikwe im Keller der 1772 fertiggestellten Synagoge. Erste Bemühungen um ein beheizbares Bad seien im Jahr 1805 gemacht worden – aus Geldmangel konnte der Umbau damals allerdings nicht stattfinden.² Im Februar 1810 schrieb Landgerichts- und Gemeindevorstand Dr. Hollenstein dem Landgericht in Dornbirn und forderte die Errichtung einer beheizbaren Badeanstalt. Daraufhin wurde die Mikwe nach Plänen des Bregenzer Baumeisters Ensle (bzw. Einsle) umgebaut und heizbar gemacht. Dies geschah wahrscheinlich im Rahmen der Synagogen-Renovierung von 1816/17.

Neue Mikwe 1829

Die alte Gemeindemikwe im Synagogengebäude befand sich in einem kellerartigen Gewölbe. Durch starke Regenfälle und Hochwässer des nahen Emsbaches sei der Keller der Synagoge und somit auch die Mikwe mehrfach unter Wasser gestanden. Daraus resultierende Schäden verursachten wiederkehrend hohe Kosten.

Am 24. Oktober 1828 stellte die jüdische Gemeinde daher einen Antrag um Baubewilligung für eine neue Mikwe. Zunächst war geplant, die Mikwe direkt an die damals neu errichtete jüdische Schule anzubauen. Nach Anrainerprotesten und aufgrund von „schlech-

ter“ Wasserqualität am vorgesehenen Bauplatz wurde Ende April 1829 ein neues Grundstück neben der jüdischen Schule gekauft. Kurz darauf erstellte der Baumeister Josef Ammann aus Hohenems Pläne, Vorausmass und Kostenvoranschlag. Für die tatsächliche Umsetzung wurde der Entwurf allerdings modifiziert und der Bau insgesamt ein wenig verkleinert. Im Laufe des Augusts 1829 erteilten das Kreisamt in Bregenz und das Gubernium in Innsbruck ihre Genehmigung. Zur Finanzierung der Baukosten nahm die jüdische Gemeinde bei ihren Mitgliedern ein zinsfreies Darlehen auf, das innerhalb von sechs bis sieben Jahren abbezahlt werden konnte. Die Mikwe wurde im Oktober 1829 fertiggestellt, kostete 711 Gulden (R.W.) und soll für 60 Gulden im Jahr verpachtet worden sein.³

Baubeschreibung

Der schlichte eingeschossige Baukörper mit Walmdach besitzt eine Hauptfassade mit zwei hochrechteckigen Fenstern und einem mittig gelegenen Rechteckportal. Die Aussenmauern sind aus Bruchsteinen errichtet, die Trennwand im Inneren ist geziegelt. Der Grundriss folgt dem üblichen Schema von einem Raum zur Vorreinigung/zum Umkleiden, einem Tauchbecken mit Stiegenanlage sowie einer Feuerstelle zum Erhitzen des Wassers und der Räumlichkeiten. Der Hauptraum war ursprünglich mit einer Trennwand in Vorraum und Baderaum unterteilt. Das 1,79 x 1,46 Meter grosse Tauchbecken ist an den Wänden mit Sandsteinplatten bis 1,27 Meter Höhe ausgekleidet und besitzt ein Tonnengewölbe. Mehrere Indizien am Gebäude, im Kostenvoranschlag und der daraus entwickelten Rekonstruktionszeichnung weisen auf das Vorhandensein eines Brunnen-schachts neben dem Tauchbecken hin. Der Brunnen war mit einem Pumpwerk ausgestattet und konnte als Wasserspeicher dienen, um für die Vorreinigung in einer Badewanne immer genügend Wasser vor Ort zur Verfügung zu haben. Baumeister Ammann wurde mit einem Bau beauftragt, dessen typologische Vorbilder im Grunde genommen im Profanbau zu suchen sind. Er plante ein für die Zeit typisches Gebäude nach Regeln des Brunnen- und Badbaus und passte es an die religiösen Bestimmungen an. Er kombinierte also religionsgesetzliche Vorgaben mit einer gewöhnlichen lokalen „Handwerkskunst“. Die Hohenemser Mikwe setzt die Architektur ihrer Umgebung fort, sticht also nicht hervor sondern fügt sich in den Ort ein. Sie kann als ein typischer Bau des frühen 19. Jahrhunderts in der Region gesehen werden, dessen Funktion erst im Inneren des Gebäudes ersichtlich wird. Nach „Arisierung“ und anschliessender Rückstellung an die Israelitische Kultusgemeinde

„Der Traum von einer judenreinen Welt“

Johannes GERLOFF

Liebe Leserinnen und liebe Leser,
Manchmal fühle ich mich hilflos. Da ist die Berichterstattung in der westlichen Welt, und dann soll ich den israelisch-palästinensischen Konflikt erklären. Natürlich geht es um Menschenleben. Das Leben von Menschen ist unendlich wichtig. Kein einziges können wir ersetzen. Aber wenn Tote gegeneinander aufgezählt werden, gerät alles irgendwie in eine Schiefelage. Selbstverständlich geht es um Land. Jeder Mensch braucht Raum, um sein Leben aufbauen zu können. Aber dann ist der Gazastreifen bei weitem nicht das am dichtesten bevölkerte Fleckchen Erde. Und wenn Juden im „Heiligen Land“ wohnen wollen, müssen sie sich ihr Land kaufen – genau wie Türken in Berlin oder Deutsche auf Mallorca oder im Tessin. Auch Menschenrechte sind extrem wichtig. Allerdings gehen wir ständig Kompromisse ein, wenn es um Zusammenleben geht. Jede Sicherheitsmassnahme schränkt persönliche Freiheiten ein. Und dann hat ein Palästinenser in keinem Land des Nahen Ostens so viele persönliche Entfaltungsmöglichkeiten, wie unter israelischer Herrschaft. Was ist dann der eigentliche Grund, der diesen Konflikt so besonders – nach Aussagen mancher zum „Jahrhundertkonflikt“ – macht? Ich kenne viele Israelis, die tief verletzt wurden, furchtbar enttäuscht sind, die Palästinenser satt haben, sie am liebsten los wären. Kürzlich schwärmte ein Israeli von Neuseeland: „Dort gibt es keine Schlangen, keine Skorpione und keine Palästinenser!“ Ja, es gibt derlei Gedanken in israelischen Köpfen. Rassistische Äusserungen dürfen nicht geleugnet, sondern müssen verfolgt werden. Trotzdem ist der überwältigenden Mehrheit der israelischen Gesellschaft klar: Man kann die Palästinenser nicht einfach beseitigen. Sie haben ein Recht in dem Land zwischen Jordan und Mittelmeer. Nicht wenige Israelis setzen sich, organisiert oder auch privat, für die Zukunft und Rechte ihrer palästinensischen Mitmenschen und so für eine gemeinsame Zukunft ein. Israel opfert seine eigenen Soldaten, um die palästinensische Zivilbevölkerung zu schonen. Leider scheint das auf palästinensischer Seite ganz anders zu sein. Zunächst einmal gibt es dort dieselben Verletzungen, Erfahrungen, Vorbehalte, Träume und Wünsche wie auf israelischer Seite. Aber da ist noch mehr. Eine Beobachterin von Versöhnungstreffen meinte vor einiger Zeit: „Palästinensische Christen sind bereit, den Juden zu vergeben, dass es sie gibt. Aber sie sind nicht bereit, sich für die Rechte des jüdischen

Volkes im Land Israel einzusetzen. Die eigene Schuld in diesem Konflikt sehen sie nicht.“ Zudem sind unter palästinensischen Christen alte antisemitische Muster zu hören – bis hin zu der Aussage: „Die Juden sind doch der Antichrist!“ Auf muslimischer Seite kommen noch Denkstrukturen und theologische Aussagen hinzu, die Juden jedes Existenzrecht bestreiten, nicht nur im Land Israel, sondern grundsätzlich in dieser Welt. Die Hamas opfert die eigenen Kinder, um ihre mörderischen Ziele zu verwirklichen. Solange der Traum von einer judenreinen Welt Araber daran hindert, für das Existenzrecht ihrer Mitmenschen als Juden aktiv einzutreten, wird die Existenz des jüdischen Volkes nur durch blanke Gewalt zu sichern sein. Leider!

Mit von einem von Herzen kommenden „Schalom“ grüsst Sie,

Ihr Johannes Gerloff



Schalom!
Alles Gute für
Chanukka und die
folgenden
Festtage,
Frieden auf der Welt
wünscht
Josef Eichinger
Bezirksvorsteher Stv.
von Währing

Bezirksvorsteherung Währing
Martinstrasse 100
1180 Wien
E-Mail: josef.eichinger@gmx.at



Der Bezirksvorsteher-
Stellvertreter von
Hietzing
REINHARD FEISTRITZER
wünscht allen
LeserInnen
ein schönes und
friedliches
Chanukkafest!

Bezirksvorsteherung Hietzing
Hietzinger Kai 1-3
1130 Wien
E-Mail: bv13.feistritzer@aon.at

bezahlte Anzeige

bezahlte Anzeige

Bekennnis zur Demokratie

Nationalratspräsidentin Doris Bures im Interview mit DAVID

Monika KACZEK

DAVID: Nach dem tragischen Ableben von Barbara Prammer wurden Sie am 2. September dieses Jahres zur Nationalratspräsidentin gewählt. In Ihrer Antrittsrede bezeichneten Sie das Parlament als den Ort, wo vorgelebt werden müsse, was Demokratie ist. Bei manchen Statements und Reden österreichischer PolitikerInnen stellt sich aber schon die besorgte Frage, ob der Grundgedanke demokratischer Werte von einigen überhaupt gewürdigt wird.



Die österreichische Nationalratspräsidentin Doris Bures. Foto: Peter Rigaud. Mit freundlicher Genehmigung Büro der Nationalratspräsidentin.

Nationalratspräsidentin Bures: Das Bekenntnis zur Demokratie und der damit verbundenen Werte muss die gemeinsame Basis aller demokratisch gewählten VolksvertreterInnen sein. Wenn einzelne Politikerinnen und Politiker in der tagespolitischen Auseinandersetzung durch manche Äusserungen und Aktionen diesen Grundkonsens in Frage stellen, wird dies zu Recht kritisiert. Dies aufzuzeigen ist die Aufgabe der politischen MitbewerberInnen, aber auch einer kritischen Öffentlichkeit. Ich bin überzeugt, dass Demokratie eine leidenschaftliche Auseinandersetzung mit konkurrierenden Ideen und Überzeugungen nicht nur verträgt, sondern auch braucht. Der politische Diskurs muss aber von Respekt gegenüber anders Denkenden getragen sein. Verächtlichmachung, Verhetzung und Intoleranz schaden dem Ansehen der Politik, vergiften das Klima im Land und gefährden damit auch die Demokratie.

DAVID: Seit dem Jahr 1953 werden vom Staat Israel Menschen als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt, die während des Zweiten Weltkriegs Jüdinnen und Juden vor der Deportation in Vernichtungslager retteten. Heuer wurde diese Auszeichnung am 30. September in Anwesenheit des Botschafters des Staates Israels, Zvi Heifetz, und des Vorsitzenden der Knesset, Yuli-Yoel Edelstein, im Parlament verliehen. Botschafter Heifetz überreichte die posthume Ehrung an die Nachkommen der RetterInnen von vier Verfolgten aus Wien und Tirol. In Ihrer Rede betonten Sie, wie wichtig Zivilcourage und Mut des Einzelnen waren und sind – gerade in Zeiten, in denen Faschismus, Rassismus und Antisemitismus verstärkt auftreten.

Welche Aktivitäten können innerhalb der Politik und im weiteren Sinn der Gesellschaft gesetzt werden, damit „Niemals wieder“ nicht zu einer leeren Formel wird?

Nationalratspräsidentin Bures: Das „Niemals wieder“ als zentrale Lehre aus der Zeit des Nationalsozialismus muss breite Verankerung in der Gesellschaft finden – dies nicht nur im Heute, sondern auch für nachfolgende Generationen. Um dies zu gewährleisten ist eine Vielzahl an Massnahmen, Initiativen und Aktivitäten notwendig. Dazu zähle ich offizielle Gedenkveranstaltungen ebenso wie das Engagement von Einzelnen aus der Zivilgesellschaft. Es geht darum, die Auseinandersetzung mit unserer Geschichte bewusst zu suchen – die Vergangenheit geht uns alle etwas an. Daher sind von Seiten der Politik und der Bildungssysteme bis hinein in den familiären Bereich alle berufen, diese Verantwortung wahrzunehmen. Im Ineinandergreifen aller Initiativen liegt meines Erachtens das Potential für eine kritische Auseinandersetzung mit unserer Vergangenheit. Als ein Beispiel möchte ich die Demokratiewerkstatt nennen: Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten unseren jungen Menschen über ihre Erfahrungen. Auf diese Weise wird Geschichte auch für junge Menschen erlebbar. Mein Ziel ist es, dieses Angebot auch verstärkt für die breite Zielgruppe junger Lehrlinge zu öffnen.



Nationalratspräsidentin Bures mit IKG-Präsident Oskar Deutsch. Mit freundlicher Genehmigung Parlament.

DAVID: Während seines Besuchs in Wien betonte Yuli-Yoel Edelstein die guten Beziehungen zwischen Israel und Österreich. Das Verhältnis zwischen beiden Staaten war in den letzten Jahrzehnten nicht immer ungetrübt. Wie könnte diese jetzt bestehende positive Kooperation weitergeführt werden?

Nationalratspräsidentin Bures: Das bilaterale Verhältnis zwischen Österreich und Israel zeichnet sich durch eine besondere historische Komplexität aus. Neben dem intensiven Austausch und Dialog auf politischer Ebene, ist auch der zivilgesellschaftliche Austausch sehr wichtig. Die Vielzahl an österreichisch-israelischen Austauschaktivitäten zeigt, dass sich diese Beziehung zunehmend positiv gestaltet. Zentral ist für mich – nicht nur als Präsidentin des Nationalrates, sondern auch als Vorsitzende des



Liebe Familien, liebe Kinder, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, liebe Leserinnen und Leser!

Überall auf der Welt feiern jüdische Familien dieser Tage das Chanukka-Fest zur Erinnerung an das Lichtwunder im Tempel von Jerusalem, es ist eine Zeit des friedlichen Beisammenseins, der Besinnlichkeit und eine Zeit der Familien. Die Symbolik des Lichts spielt bei diesem Fest eine grosse Rolle, die nach acht Tagen in vollem Glanz erstrahlenden

Lichter verkünden Hoffnung und erinnern uns an die Dankbarkeit die wir unseren Liebsten und Mitmenschen entgegenbringen sollten. Zeitlich liegen Chanukka und Weihnachten sehr nahe beieinander und es gibt viele Traditionen die an diesen Tagen überlappen, seien es die schönen Stunden im Kreise von Familie und Freunden, das gemeinsame Singen oder die Besinnlichkeit und Andacht dieser Jahreszeit. Die Lichter des Chanukka-Leuchters und die Lichter der Adventszeit sind zudem ein leuchtendes Symbol für das Miteinander unserer Religionen und Traditionen in unserem Land, für den gegenseitigen Respekt und die Wertschätzung der kulturellen Vielfalt.

Als Familienministerin wünsche ich Ihnen allen von ganzem Herzen besinnliche und schöne Tage im Kreise Ihrer Familien, in diesem Sinne: Chanukka Sameach!

Dr. Sophie Karmasin
Bundesministerin für Familien und Jugend

Pretty Raw

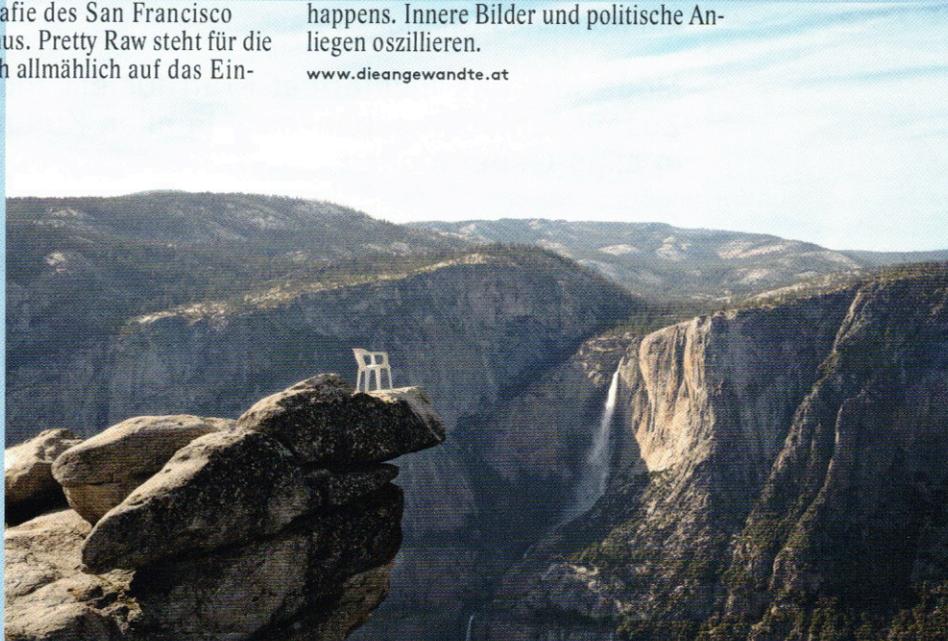
Studierende der Abteilung Fotografie der Universität für angewandte Kunst Wien stellen gemeinsam mit Studierenden der Klasse Fotografie des San Francisco Art Institute aus. Pretty Raw steht für die Totale, die sich allmählich auf das Ein-

zelne konzentriert. Hölzern und roh stehen die Dinge und werden zunehmend definiert und erkenntlich. Wilderness happens. Innere Bilder und politische Anliegen oszillieren.

www.dieangewandte.at

di:'angewandte

Universität für angewandte Kunst Wien
University of Applied Arts Vienna



Philipp Peßeri: Plastik Point, 2014

5. November bis
23. November 2014

Universität für angewandte Kunst Wien
Vordere Zollamtsstraße 3, 1. Stock
1030 Wien

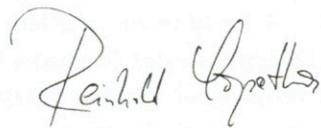
Di-Fr: 14–19 Uhr
Sa: 10–14 Uhr



Foto: Parl. Dir./Simonis

Anlässlich des bevorstehenden Chanukkafestes wünscht der gesamte ÖVP-Parlamentsklub allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern von ganzem Herzen ein schönes Fest und ein friedvolles Miteinander.

Möge für Sie und für uns alle eine Zeit voll Friede, Versöhnung,
Verständnis und Liebe kommen!



Dr. Reinhold Lopatka
ÖVP-Klubobmann



Mit den besten Glückwünschen zu Chanukka für die jüdische Gemeinde.

Stadtrat Mag. Manfred Juraczka, Landesparteiobmann ÖVP Wien
LAbg. GR Dr. Fritz Aichinger, Klubobmann der ÖVP Wien

„Wie lange erhält mein studierendes Kind Familienbeihilfe?“

„Bis wann habe ich mit meiner Arbeitnehmer-Veranlagung Zeit?“

„Wie viel darf ich steuerfrei dazuverdienen, wenn ich Einkünfte aus nichtselbstständiger Arbeit beziehe?“

„Wann steht mir der Alleinerzieher- absetzbetrag zu?“

„Wann habe ich Anspruch auf den Alleinverdiener- absetzbetrag?“

„Welche Sachbezüge sind für Arbeitnehmer steuerfrei?“

„Wie viel darf ich als Student dazuverdienen, damit ich die Familienbeihilfe nicht verliere?“

„Kann ich die Kosten für Kinderbetreuung steuerlich geltend machen?“

„Werbungskosten – was ist das überhaupt?“

Frage? Antwort: www.bmf.gv.at/steuertipps

bezahlte Anziege

Servicestellen im Überblick

ÖSTERREICHWEIT - KOSTENLOS - BARRIEREFREI

sozial
MINISTERIUM



Sozialtelefon

Bürgerservice des Sozialministeriums

Mo bis Fr 8.00 – 16.00 Uhr

Tel.: 0800 20 16 11

Fax: 01 – 711 00 14 266

Mail: sozialtelefon@sozialministerium.at



Pflegetelefon

Pflegeinformationsservice des Sozialministeriums

Mo bis Do 8.00 – 16.00 Uhr

Fr 8.00 – 13.00 Uhr

Tel: 0800 20 16 22

Fax: 0800 22 04 90

Mail: pfegetelefon@sozialministerium.at



Broschürenservice

Broschüren-Bestellservice des Sozialministeriums

Tel: 0800 20 20 74

Mail: broschuerenservice@sozialministerium.at



Allgemeine Informationen

Für Ihre Anregungen und allgemeine Anfragen:

Mail: post@sozialministerium.at



sozialministerium.at



fb.com/sozialministerium



<https://broschuerenservice.sozialministerium.at>



© Peter Rigaud

Das Lichterfest Chanukka steht für Familie, Freundschaft und Frieden.

Das Fest dient uns auch als Anlass, darüber nachzudenken, ob uns das Zusammenleben und ein wertschätzender Umgang mit unseren Freunden und Mitmenschen gelingt.

Für eine friedliche und vielfältige Gesellschaft sind Akzeptanz, Gleichberechtigung und Respekt wesentlich. Jede und jeder Einzelne ist dazu aufgerufen, dieses Miteinander aktiv zu leben und die Vielfalt in unserer Gesellschaft zu respektieren. Besondere Wachsamkeit ist gegenüber aufkeimendem Antisemitismus, Faschismus, oder Rassismus geboten.

Ich freue mich sehr darüber, dass die Jüdische Gemeinschaft in Österreich heute sichtbar, engagiert und aktiv ist. Jenen, die sich engagieren und die Vielfalt der jüdischen Kultur zeigen, gilt mein besonderer Dank. Ganz besonders freut es mich, dass viele junge Menschen Zeichen setzen und ihre Kultur und ihren Glauben sichtbar leben.

Ihnen allen darf ich auf diesem Wege ein wunderschönes, friedliches Chanukka und erholsame Stunden im Kreise Ihrer Familie und Freunde wünschen.

Doris Bures

Präsidentin des Nationalrates



Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID ein frohes und friedvolles Chanukka-Fest!

Mögen die Lichter des Chanukka-Leuchters nicht nur Glück und Zuversicht, sondern auch Frieden und Toleranz bringen!

Shalom aleichem!

Karlheinz Kopf
II. Präsident des Nationalrates

Die Ausstellung, inszeniert in stark abgedunkelten Räumen ohne natürliches Licht, setzt stark auf interaktive und multimediale Elemente. Drücken, drehen, schieben, blättern - der Besucher wird zu aktivem Erleben eingeladen. Das macht Spass, etwa, wenn man mit einer Nachbildung der ersten jüdischen Druckerpresse sein eigenes Flugblatt herstellen kann. Ihre Konstrukteure, die Gebrüder Helicz aus Krakau, konvertierten später zum Christentum. Der darauf einsetzende Boykott der jüdischen Gemeinde hatte den raschen Niedergang und schliesslich die Pleite der Druckerei im Jahr 1541 zur Folge. Einige Galerien und Jahrhunderte später erfährt der Besucher nach Beantworten mehrerer Fragen, welche der zahlreichen jüdischen Parteien der Zweiten polnischen Republik er mutmasslich gewählt hätte. Im Fall des Schreibers wären das die Allgemeinen Zionisten gewesen, eine zentristische bürgerliche Bewegung, bis Mitte der 1930er Jahre die stärkste Kraft im jüdischen politischen Spektrum. Man kämpfte im Inland für Autonomie und forderte von der Regierung Unterstützung für das Projekt einer nationalen Heimstatt in Palästina.

Doch nicht nur Augen, Geist und Zeigefinger - auch die Ohren bekommen beim Gang durch die Ausstellung gut zu tun. Denn es wird nie still. Während im Mittelalter Vogelgezwitscher, Schalmeien oder Kirchenglocken ertönen, verdichten sich in der grauen, klaustrophoben Bunkerhaftigkeit der Holocaust-Galerie die Sinneseindrücke zu einer Kakophonie aus Stimmen, Geräuschen und bewegten Bildern, die von überall herandrängen. Im Zusammenwirken mit der (Über-)fülle an Material stellt sich nun ein Gefühl der Überforderung ein. Hier gilt dann im Besonderen, was auch als allgemeine Richtschnur gelten kann: Viel Zeit einplanen, oder, wenn möglich, öfter wiederkommen, will man die ganze Ausführlichkeit des Gebotenen verdauen. Bemerkenswert vielleicht noch, dass Helfer und Retter nur äusserst beiläufig Erwähnung finden. Und das, obwohl, wie Adam Michnik in der *Zeit* schrieb, der Wald der polnischen Bäume in der *Allee der Gerechten* in Yad Vashem in Jerusalem dicht ist.



**World Public Forum –
Dialogue of Civilizations
Vienna Headquarter
wünscht
ein friedliches Chanukka-Fest**

Diana Orlova
Direktorin
des Vienna Headquarters

Walter Schwimmer
Co-Chairman
(Co-Vorsitzender)

**iv INDUSTRIELLEN
VEREINIGUNG**

www.iv-net.at

ALLES GUTE ZU CHANUKKA

wünschen Ihnen im Namen der Industriellenvereinigung

MAG. GEORG KAPSCH
Präsident

MAG. CHRISTOPH NEUMAYER
Generalsekretär

Die Gemeindebediensteten.



www.wirsindda.at

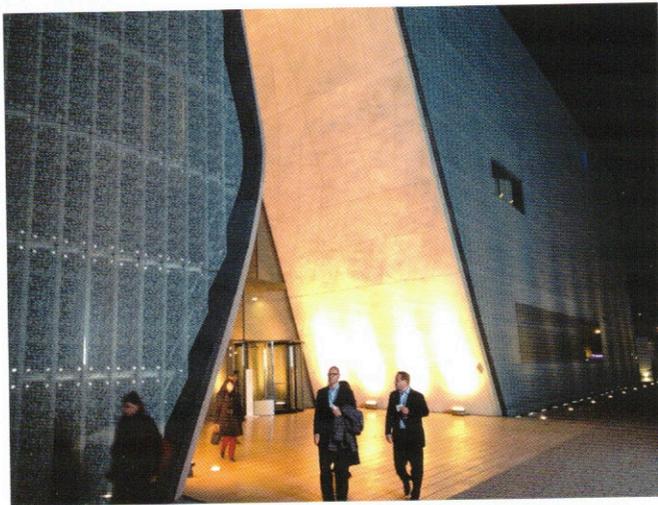

Eine Initiative der GdG-KMSFB

Die Polen erinnern sich an ihre Juden

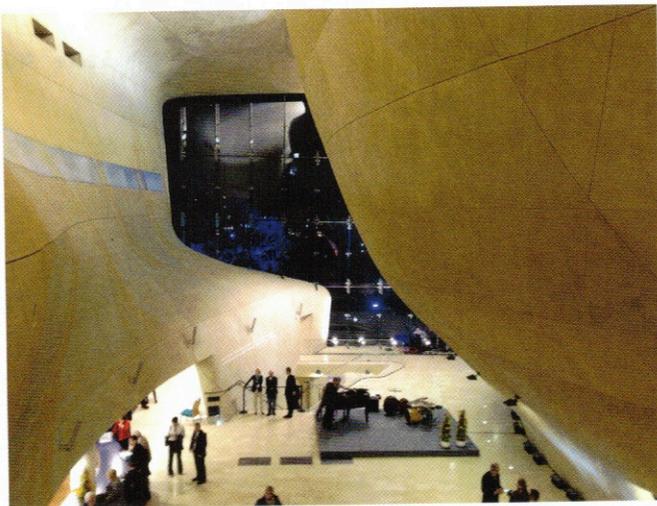
Das neue Museum der Geschichte der polnischen Juden in Warschau

Michael ROBAUSCH

Junge Menschen wieseln durch die Korridore, treppauf, treppab. Es ist dieses Fähnlein hochmotivierter Mitarbeiter und Freiwilliger, die überwiegende Mehrheit wie es scheint weiblich, die das glänzende neue Museum der Geschichte der polnischen Juden in Warschau im Innersten zusammenhalten. Ohne ihren Enthusiasmus, die Grenzen zur Selbstausbeutung routinemässig transzendierend, wäre das In-die-Welt-Kommen dieser bemerkenswerten Institution nicht denkbar. Er verleiht dem Museum ebenso Gegenwartigkeit, wie eine in die Zukunft weisende menschliche Dimension.



Der Riss als Haupteingang in das Museum.



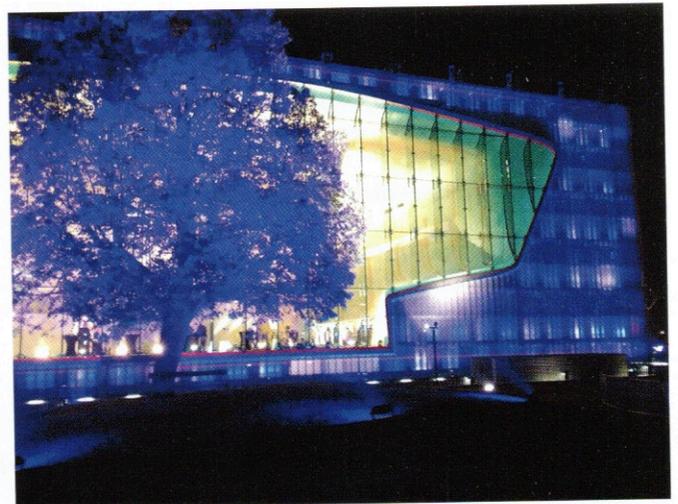
Blick in die Halle von der Galerie.

Etwa eineinhalb Jahre nachdem das Gebäude mit kulturellen und edukativen Veranstaltungen seinen Betrieb aufnahm, wurde nun Ende Oktober 2014 die Dauerausstellung des Museums von den Staatsoberhäuptern Polens und Israels feierlich eröffnet

- im Korpus begann ein Herz zu schlagen. Es ist ein Moment, den als historisch zu bezeichnen für einmal nicht zu hoch gegriffen ist. Denn das Museum, das wohl ambitionierteste Projekt seiner Art im demokratischen Polen seit 1989, ist das Manifest der Auseinandersetzung eines Landes mit einem integralen Aspekt seiner Geschichte - und damit mit sich selbst. Lange Jahrzehnte hat eben dies nicht stattgefunden, durfte auch nicht stattfinden. Polen, einst Heimat der grössten jüdischen Gemeinschaft der Welt, jenes Land, das die Nationalsozialisten als Tatort für das Menschheitsverbrechen der Shoah auserkoren, hatte diesen Teil seines Selbst in einem Kasten versperrt. Vieles, oft unsagbar Schmerzliches blieb ungesagt. Die Verhältnisse blieben ungeklärt: Grausames, oft, aber auch Heldenhaftes. All das beginnt sich zu verändern, gerät in Bewegung. Polen sprechen und schreiben über die Juden, streiten, hinterfragen Mythen und Tabus. Oder, wie Präsident Bronislaw Komorowski formulierte:

„Eines der zentralen Anliegen in unserem Streben nach Freiheit war es, die Geschichtsschreibung zurecht zu rücken, die in der kommunistischen Zeit auf so viele Arten korrumpiert, manipuliert und verzerrt worden war.“

Das Museum, gleichzeitig Ausfluss und Agent dieser Entwicklung, ist ein kraftvolles und sehr sichtbares Statement einer Wiederentdeckung, einer Wiederaneignung. Als riesenhafter Glasquader besetzt es



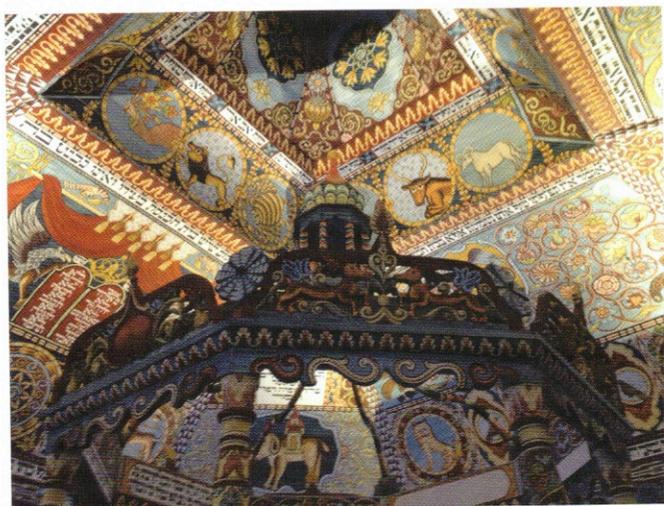
Aussenansicht des Museumsbaues mit abendlicher Beleuchtung.

eine bis dahin – abgesehen vom düsteren Monument für die Helden des Ghetto-Aufstandes von 1943 - lee-

Die Synagoge von Gwoździec

Michael ROBAUSCH

Um 1640 wurde die Synagoge von Gwoździec (heute Hvizdets, Westukraine) errichtet - vollständig aus Holz, wie es den Gegebenheiten der Region entsprach. Sie gilt als einer der ältesten bekannten Bauten dieser Art.



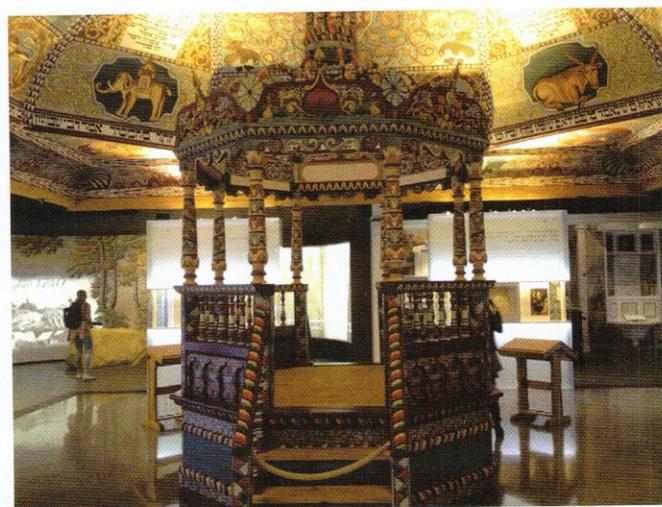
Detailaufnahme des Daches der Synagoge von Gwoździec im soeben eröffneten Museum der Geschichte der polnischen Juden in Warschau. Beide Abbildungen: M. Robausch 2014.

1373 wurde die Ansiedlung erstmals urkundlich erwähnt, die Präsenz einer jüdischen Gemeinde ist ab 1635 belegt. Etwa hundert Jahre später lebten bereits 541 Juden in Gwoździec, das waren 60 Prozent der Gesamtbevölkerung. Der Holocaust löschte die Gemeinde aus. Die Synagoge war das Zentrum eines Komplexes öffentlicher Gebäude im jüdischen Viertel von Gwoździec. An der Ostwand des Gebäudes fand sich die aufwändig gearbeitete Lade zur Aufbewahrung der *Torah*-Rollen, in der Mitte des von einer kuppelartigen Konstruktion überwölbten Hauptraums stand die *Bimah*. Zu einem späteren Zeitpunkt fügte man einen Raum für Frauen, sowie zwei gemauerte Nebengebäude hinzu. Sie wurden als Schule und als Betraum für den Winter genützt.

Ihre Glanzzeit erlebten Holzsynagogen im 17. und 18. Jahrhundert. Jüdische und christliche Elemente formten hier eine einzigartige Melange, typische Hervorbringung einer eigenständigen jüdischen Kultur in Polen-Litauen. Von aussen schmucklos, war die Synagoge von Gwoździec im Inneren über und über mit grellbunter Malerei ausgeschmückt: Gebet-Fragmente, Tierkreiszeichen, messianische Symbole, florale Girlanden und exotische Tiere formten ein dichtes ornamentales Geflecht, das den Eindruck eines kunstvollen Gobelins vermittelte, wie ein offenbar beeindruckter Be-

dem Gebäude eine monumentale Wirkung. Während des Ersten Weltkrieges bereits beschädigt, brannte die Synagoge im Zweiten Weltkrieg schliesslich vollständig nieder. Keine einzige der einst so zahlreichen hölzernen Synagogen Polens ist heute noch erhalten.

In Zusammenarbeit mit einer US-amerikanischen Organisation, spezialisiert auf die Neuschaffung historischer Objekte, setzte sich das *Museum der Geschichte der polnischen Juden* in Warschau zum Ziel, zumindest einen Teil des Gebäudes originalgetreu zu rekonstruieren. Eine umfassende Dokumentation liegt vor: Isidor Kaufmann fertigte auf einer Reise im Jahr 1897 Gemälde von der Innenausstattung galizischer Holzsynagogen an, der Architekturstudent Alois Breier hinterliess mehr als hundert Skizzen und Fotos. Ausschliesslich zeitgenössische Materialien, Techniken und Werkzeuge sollten bei diesem Projekt zum Einsatz kommen. 2011 und 2012 fand eine Serie von Workshops in Polen statt, und 400 junge Leute vollendeten unter Anleitung von Experten den Nachbau des Daches sowie der *Bimah*. Beide fanden einen zentralen Platz in der am 28. Oktober 2014 eröffneten Dauerausstellung des Warschauer Museums. Der bekannte Kantor Yaa-kov Lemmer sang von der neuen alten *Bimah*, als die Präsidenten Polens und Israels nach einer feierlichen Zeremonie vor dem Denkmal der Ghettohelden die Räumlichkeiten besichtigten.



Die Rekonstruktion der Synagoge von Gwoździec im soeben eröffneten Museum der Geschichte der polnischen Juden in Warschau.

Zum Titelbild: Historische Abbildung der Synagoge von Gwoździec. Quelle: commons.wikimedia, abgerufen am 16.11.2014.